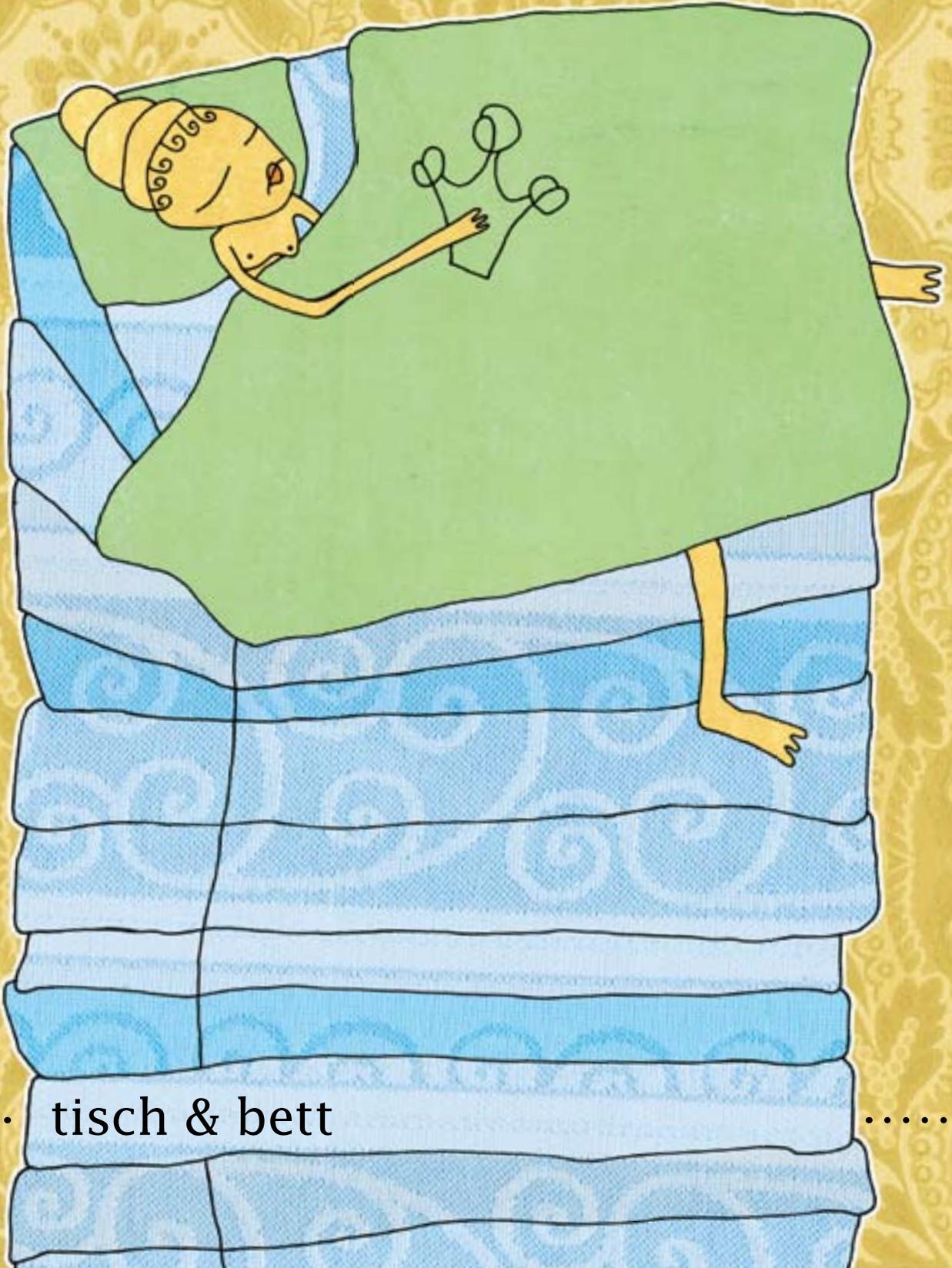


hEft

grundbedürfnisse juli 2008

..... für literatur, stadt und alltag



..... tisch & bett



Aktionswochen für Soziokultur
in Thüringen
15. Mai bis 12. Juli 2008
www.soziokultur-thueringen.de

Offene Redaktion am 6. August 2008
weitere Infos: www.heft-online.de

» Impressum

hEFT für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 13 (4. Jg.), Juli 2008 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEFT): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001 » Redaktion: Alexander Platz, Julia Reinard, Thomas Putz (verantw.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolffy, René Ferchland » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de



Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider Die Seiten 5 und 20 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 26. September 2008; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. August 2008.

Landeshauptstadt Erfurt
Stadtverwaltung



Das hEFT wird unterstützt durch die Stadt Erfurt und www.dieGesellschafter.de. Herzlichen Dank an die Spenderinnen und Spender.

dieGesellschafter.de

Liebe Leserin, lieber Leser,

kurz vor Drucklegung erreichte uns eine frohe Botschaft: das hEFt erhält 2008 den Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, den »KulturRiesen«. Der mit 1.111,00 Euro dotierte alternative Kulturpreis wurde in diesem Jahr von der LAG Soziokultur in Thüringen e.V. erstmals vergeben. Die Preisverleihung findet am 10. Juli, 20 Uhr im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung der Thüringischen Sommerakademie e.V. in Böhlen bei Ilmenau statt. Weitere Informationen unter www.sommer-akademie.com. Hierzu stellen wir einen Shuttlebus zur Verfügung.

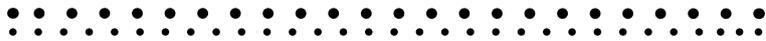
Ein herzlicher Dank geht an dieser Stelle auch an alle Spenderinnen und Spender, die uns zur hEFt-PflasterParty am 23. Mai im café togo so tatkräftig unterstützt haben. Ohne dieses Engagement könnten Sie, liebe Leserinnen und Leser, die aktuelle Ausgabe nicht in den Händen halten.

Inhaltlich schaut das hEFt diesmal etwas mehr als gewöhnlich über den Tellerrand unserer kleinen Puffbohnemetropole hinaus und wird regelrecht international: So berichtet unser Autor Andreas Kotter von einer Reise in ein Land, das keines ist: das Kosovo. Marion Mayer hingegen begab sich exklusiv für das hEFt, jedoch auf eigene Kosten, nach Ecuador und berichtet uns von ihren Eindrücken aus dem lateinamerikanischen Land.

Im Literaturteil widmen wir uns diesmal dem Grundbedürfnis »Tisch & Bett«. Aber lesen Sie selbst ab Seite 34. Außerdem gibt es zum Abschluß unseres »Feierabend«-Projektes noch Texte aus der letzten Schreibwerkstatt.

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern einen angenehmen Sommer!

Die Redaktion



stadt & alltag

- 04 aus der redaktion
- 05 gendarstellungen

anger süd-west

- 06 blühende ruinen
- 08 mehr als wohnen
- 08 fritz & tom rocken!
- 09 anders lernen
- 11 fünf fragen an: Joseph Martin Kraus

- 12 zwischen schule und karibikbar
- 13 literaturbüro
- 14 redaktion empfiehlt
- 16 fragmente aus der abseitsfalle
- 17 hEFt unterwegs: ecuador
- 20 carla, greif ein!
- 22 ventil e.V.

kultur & politik

- 23 fördern und fordern
- 25 kleines abc der traumdeutung
- 27 reise in ein land, das 2007 noch keins war
- 29 fotostrecke: kosovo 2007



literatur tisch & bett

- 34 ein bett ist kein tisch sondern ein tisch ist ein tisch. von Helga Breitenschädel
- 36 albert. von Eva Lenz
- 37 immer mittwochs. von Andreas Gelbhaar
- 39 and no more shall we part. von Lisa Burkhardt
- 40 soweit kein ungewohntes wort. von Finn-Ole Heinrich
- 42 sonntagsausflug. von Lena Hammerschmidt
- 44 übermut. von Peter Dietze
- 45 hartwig. von Till Bender

literatur feierabend

- 48 blind date. von Dirk Steinig und Alexander Platz
- 49 unglück im glück. von Sylke Rupprecht
- 51 Autor/innenverzeichnis



Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

hEFt sagt danke!

Nachdem der FC Rot-Weiß die Qualifikation für die 3. Liga souverän gemeistert hatte, ging es fürs hEFt am 23. Mai im Erfurter café togo ebenfalls um den Klassenerhalt, d.h. um die Finanzierung der Druckkosten für die Juli-Ausgabe. Und: wir konnten dank der furiosen Unterstützung unserer Fans einige Punkte und Tore gegenüber der nicht vorhandenen Konkurrenz gutmachen.

Angetreten war das hEFt-Solikommando, angeführt von unseren Autorinnen und Autoren Franziska Wilhelm, Kerstin Wölke, Julia Reinard, Stefan Schütz, Jürgen Brugger, Ralf Rudolphy und Stefan Werner. Sie lasen, was das Zeug hielt, von Bananen, Schamhaaren, Grillhähnchen und anderen wichtigen Dingen. Zwischendurch wurde unter Anleitung von Katja Kambach und Alexander Platz heftig versteigert: Original-Illustrationen von Steffi Winkler, Ulf Salzmännchen und Frank Diehn. Als Höhepunkt gab's dann den prunkvollen hEFt-Schuber mit allen bisher erschienenen und längst vergriffenen Ausgaben für den Meistbietenden. Anschließend wurde bis in die frühen Morgenstunden zur besten Musik getanzt.

Insgesamt kamen an dem Abend stolze 433,61 Euro an Spenden für das hEFt zusammen. Herzlichen

Dank an alle Unterstützerinnen und Unterstützer! Und natürlich an die Autorinnen und Autoren sowie alle Mitwirkenden!

Der Klassenerhalt für das hEFt ist vorerst gesichert. Die nächsten Monate werden zeigen, inwieweit sich die Situation stabilisiert und ob wir uns in der nächsten Saison in den oberen Tabellenrängen festsetzen können.



Foto: Maxi Kretzschmar

» Mehr Fotos unter: www.heft-online.de

Dem hEFt mal ordentlich die Meinung geigen.

Der eine oder die andere wird in den letzten Wochen sicher schon einmal darüber gestolpert sein. Schließlich befindet sich die neue Webpräsenz des hEFtes bereits seit Ende April im Testbetrieb unter Originalbedingungen. Während die Redaktion bisher damit allerdings ein wenig hinter den Berg hielt, können wir sie nun endlich ganz offiziell an unsere Leserinnen und Leser übergeben. War das hEFt bisher nur über die Seiten des Kulturrausch e.V. zu erreichen, haben wir dem Projekt im vierten Jahr des Bestehens endlich eine eigene Domain spendiert (siehe unten), sozusagen als vorzeitiges Geburtstagsgeschenk.

Damit das Ganze keine Einbahnstraße bleibt, haben die Entwickler der Seite neben den üblichen Accessoires auch ein kleines Forum eingerichtet, was ebenfalls über

die neue Webseite zu erreichen ist. Nach erfolgreicher Anmeldung kann dort die geeignete Leserschaft ab sofort Lob und Kritik zur aktuellen Ausgabe, Ideen und Anregungen zu einer der nächsten Ausgaben hinterlassen oder ganz allgemein mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Redaktion in Kontakt treten bzw. ins Gespräch kommen. Eines liegt freilich in der Natur der Sache: ein Forum lebt von der aktiven Beteiligung seiner Mitglieder. An dieser Stelle also schon mal der Aufruf unsere Leserinnen und Leser: Seid dabei, meldet Euch an und geigt dem hEFt mal so richtig eure Meinung!

» hEFt im Netz: www.heft-online.de

» hEFt-Forum: www.heft-online.de/forum

gegendarstellungen.

Alles wieder zurück!

Unmittelbar vor Feierabend erreichte uns die Nachricht, daß das Hirschgartenloch doch wie geplant zum Park umgebaut wird. Laut einer übereilten Meldung eines Abgeordneten an die beteiligten Baufirmen, die lautete »Halt! Alles wieder zurück!« hätte alles wieder aufgegraben und die Blumensetzlinge in die Gera geschüttet werden sollen.

Außerdem würden dann die Spundwände wieder eingesetzt werden müssen, die Bauzäune beschädigt und die Praktikanten entlassen. Jener für diese übereilte Meldung verantwortliche Abgeordnete erklärte angeblich kurz vor seiner Einlieferung, das Loch sei ebenso ein Wahrzeichen Erfurts geworden wie der Dom und die Fahrkartenpreise. Ausschlaggebend bei seinen Bedenken sei dann die Beschwerde eines

passionierten Google-Earth-Nutzers gewesen, Erfurt sei von der Luft aus nicht mehr zu identifizieren. Außerdem sei in dem wütenden Brief eines arbeitslosen Denkmalschützers gefordert worden, daß dieses immerhin größte, gepflegteste und älteste Stadtmitteloch Deutschlands erhalten bliebe. Das war überzeugend. Der Abgeordnete handelte sofort, wird aber bald seinen Dienst wieder antreten.

Goodbye togo!

Daß das café togo in der Erfurter Neuwerkstraße Ende Juni seine Türen für immer schließen muß, ist eine traurige Tatsache. Damit verschwindet nicht nur ein beliebter Treffpunkt für Kaffeeliebhaber und Nachtschwärmer, sondern auch eine exzellente Adresse für frische Kunst, Architektur und Artverwandtes. Denn das gesamte ehemalige »Weinreiter«-Einrichtungshaus beherbergte seit 2005 nicht nur das Café sondern auch das Architekturbüro »infern*« mit angeschlossener Galerie und den Laden für Wohn-

kunst »neuwerk« – ein Kreativ-Haus bester Sorte und einmalig in Erfurt.

Als Gründe für die Schließung wurden bisher die Sanierung und nachfolgende Eigennutzung durch die Alteigentümer des Hauses angeführt. Nach bisher nicht bestätigten Informationen sollen die wahren Gründe jedoch woanders: Danach soll das Gebäude schon vor einigen Monaten von IKEA gekauft worden sein und soll nach seiner Sanierung ab September als Auktionshaus für vergriffene Einrichtungsgegenstände und Accessoires der schwedischen Möbelkette fungieren. Ein boomender Markt, wie uns Insider

der Branche bestätigten. Denn vielen Kunden gingen die billig im Ausland produzierten Möbel nach einiger Zeit einfach kaputt. Ein Nachkauf eines Thorben-Sessels aus dem 2002er Katalog beispielsweise sei bisher nicht möglich gewesen. Dies sei mit der Eröffnung des Auktionshauses im historischen Weinreiter-Gebäude nun kein Problem mehr.

Wir freuen uns, daß die Achse Anger-Südwest wohl nun bald mit einem weiteren Ramschladen bestückt sein wird. Endresultat: IKEA vs. café togo 3:1 (Ehrentor: Ronny Hebestreit). Schade!

Anzeigen

COPY TEAM

» Digitalkopie » Druck » Plot » color/sw

Bindungen
HardCover ab 8,90 €
Prägung & Expressdienst



T-Shirts: Flock & Druck

Bindungen	Druck	Farbkopien	Laminieren	Service
BJ-Kopien	Großformate	Papiere	Toner	
Büromaterial	Falten	Kopien	Plakate	Vertrieb u.v.m.

Schülerstraße 9
99089 Erfurt
☎ 2 11 35 35

Altonaer Straße 7
99085 Erfurt
☎ 6 42 24 55

Öffnungszeiten:
Mo - Do 9 - 19 Uhr
Fr 9 - 18 Uhr
Sa 10 - 13 Uhr

copy-team.erfurt@t-online.de



Weinstein »Le Bar« • Kleine Arche 1 • 99084 Erfurt

Öffnungszeiten: Sonntag bis Freitag ab 19 Uhr
Samstag ab 20 Uhr

blühende ruinen

Von René Ferchland

Erfurt, erkenne deine Ressourcen! Ein kleines, aber visionäres Diplomarbeitprojekt will Bürger animieren.

Der Fernseher ist kaputt – ab damit auf den Wertstoffhof. Die Möbel haben ausgedient, ergo: Sperrmüll. Aus den Augen, aus dem Sinn. So weit, so gut. Das tut ja auch niemandem wirklich weh, darüber lohnt es nicht, sich zu brüskieren. Und selbst wenn man einen Schritt, gar eine Größendimension weiterginge, stieße einem nichts bitter auf. Das Haus ist marode, also niederreißen! Denn wo eine Leerstelle entsteht, da kann Neues wachsen, da kann ein völlig neues Bild entstehen; genauso verändert der neue Fernseher oder das neue Möbel das Wohnzimmer. Veränderung ist gut. Ist Wegwerfen nicht richtig chic geworden? So ist auch in unserer schönen Stadt Erfurt schon einiges passiert, mancherlei Ecken erkennt man nach einiger Zeit nur auf den zweiten Blick wieder, damit tritt unsere Hauptstadt unvermittelt den Beweis an, daß sie pulsiert, daß sie lebt. Doch zu welchem Preis eigentlich? Dürfen denn hier nur diejenigen Gebäude und Orte pulsieren und leben, in welche genügend Kapital und somit Prestige gesteckt worden ist? Fernab der schönen Einkaufsmeilen gibt es in Erfurt Ecken, die weniger pulsieren, weniger leben. Wo Gebäude auf Eis liegen (bzw. gelegt werden) und nur darauf hoffen können, irgendwann durch eine Geldspritze aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt zu werden.

Man schlage, zum Beispiel, einmal seinen Weg von der Neuwerkstraße in den Klostergang ein, eine hübsche kleine Nebenstraße, in der Erfurt plötzlich der Atem aussetzt, zumindest was das Areal rechterhand angeht. Da vegetiert ein imposantes, geschichtsträchtiges Gebäude seit nunmehr fünf Jahren vor sich hin, dem der beschämende Titel »Ehemaliges Schauspielhaus« auf den alten Schultern lastet. Natürlich zieht der Wille, etwas zu verändern, manchmal den Ersatz von etwas Altem durch etwas Neues nach sich, so wie im Falle dieser Stätte durch den Neubau eines großen Operngebäudekomplexes – und damit ist Veränderung immer noch gut – was trotzdem bleibt, ist das *Ehemalige* Schauspielhaus. Dieses aber kann man weder auf den Wertstoffhof, noch auf den Sperrmüll schmeißen, und eines Abrisses will sich auch niemand schuldig machen. So steht es nun seit fünf Jahren unbelebt da und haucht derweil seinen letzten Atem aus. Man sieht ihm kaum mehr die Eigenschaft eines kulturellen Zentrums der Stadt an, derart ver mummt durch Lochblenden verschließt es der Öffentlichkeit wider Willen sein Inneres und macht sich damit unausweichlich auf den Weg zum

Verfall. Seit darin nicht mehr gespielt wird, hat es seinen Nutzen verloren und damit alle Bedeutung für die meisten Erfurter eingebüßt.

Vor dem Gebäudekomplex finden sich noch stumme Zeugen besserer Zeiten; drei Schaukästen, deren Funktion, die Werbung, zeitgleich mit der des Schauspielhauses eingestellt wurde. Was hier übrig blieb, waren eingeschlagene Scheiben und Graffiti – vielleicht als Antwort. Als Antwort der Gesellschaft? Diese Frage stellte sich zumindest Nici Wegener auf der Suche nach einem Thema für ihre Diplomarbeit. Anstatt das ruinierte Befinden des Areals zu bedauern, entdeckte sie den Ort für sich ganz neu und fand darin gar eine »kleine Oase«. Die Erfurterin studiert in Weimar an der Bauhaus-Universität Visuelle Kommunikation und nahm sich des unscheinbar gewordenen Flecks ihrer Stadt an. Angelehnt an den Namen der eigentlichen Erbauer des Hauses – der Ressource-Gesellschaft – gründete Nici im Sommer 2007 die Ressource Group und startete ihre Auseinandersetzung mit öffentlichem Raum unter dem Titel »Ressourcen und Visionen«. Ihr Blick richtete sich im Zuge dessen auf die drei nun nutzlos gewordenen Schaukästen vor dem historischen Gebäude, die sie als repräsentatives Medium erkannte und als öffentliche Kommunikationsplattform nutzen und damit ein Stück weit wiederbeleben wollte, um das Potential zur Vision sichtbar zu machen und gleichzeitig die vorhandenen Ressourcen auszuschöpfen. Denn das Ehemalige Schauspielhaus und seine drei kleinen Wächter stehen.

Die junge Erfurterin widmete sich zunächst einer Bestandsaufnahme, einer Katalogisierung der Graffiti



Foto: Nici Wegener



Foto: Nici Wegener

(sog. »Tags«) und integrierte diese in Form kleiner Taggerkisten in ihre Arbeit, stellte kleine, aus Papier gebastelte Schaukästen im Schaukasten aus. Schon hiermit initiierte sie Veränderung, um einen Impuls zur Reaktion hervorzurufen. Damit war die Mission der Ressource Group aber noch lange nicht erfüllt. Monat um Monat wickelten des Nachts »Heinzelmännchen« die Schaukästen mit selbsthaftenden transparenten oder schwarz- und weiß-farbigem Folien ein, wodurch immer etwas völlig Neues entstand – wie zum Beispiel die drei Wächter, komplett in Weiß eingehüllt: »Der Einsicht beraubt, gleitet der Blick nur noch über Oberflächen, entlang von Kanten, um eine zur neuen Geltung gekommene Dimension zu erkunden, die der Körper im Raum.«. Der stetige Wandel der drei Schaukästen – von der Zerstörung der Verhüllung über die Integration von »Tatortabbildern« des Ehemaligen Schauspielhauses bis hin zur neuerlichen Verhüllung in Schwarz – wird von Nici auf einer eigenen Homepage dokumentiert (siehe unten). Auffallend ist die unermüdliche Ausdauer der Ressource Group, die Schaukästen immer wieder zu verändern, was darin begründet liegt, daß es ihr um

Kommunikation geht, um gegenseitige Inspiration, um einen Dialog mit den Menschen.

Ein Wermutstropfen bleibt, denn die Arbeit der Ressource Group geht im Zuge der Diplomarbeit dem Ende zu. »Aber damit müssen meine Ambitionen nicht versiegen!« meint Nici. Die Schaukästen bleiben (vorerst), sie funktionieren zwar nicht mehr als Werbeträger für Schauspiel, aber haben sie jetzt nicht eine ganz neue, wunderbare Aufgabe? Ihr Weg zum Sperrmüll wurde durch dieses visionäre Projekt versperrt, sie haben ihren wahren Sinn – nämlich das zur Schau stellen – gefunden und pulsieren, leben. Sie gehören der Gesellschaft und haben längst bewiesen, daß sie mehr sind als zweckloses Straßenmobiliar, als bloße Graffititräger. Sie können auch weiterblühen, genauso wie andere Ruinen der Stadt, wenn sich neue Heinzelmännchen an die lohnende Arbeit machten und sich der ungenutzten Ressourcen annähmen. Das wäre Veränderung, und Veränderung ist gut. Dann gälte auch nicht: Aus den Augen, aus dem Sinn. Erfurt, erkenne deine Ressourcen!

» Ressource Group im Netz: www.ressource-group.net



mehr als wohnen.

»Mehr als Wohnen« ist ein Wohn- und Lebensprojekt, in dem Menschen sich gegenseitig unterstützen und anregen und trotzdem ihren privaten Rückzugsraum behalten. Das Ziel ist eine Wahlfamilie, die Verbindlichkeit ohne Zwang, gemeinschaftliche Aktivitäten (u. a. regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten) und sinnvolle Aufgabenteilung bietet.

Indem wir Gemeinschaftsräume, Fahrzeuge, Infrastruktur und Freiflächen gemeinsam nutzen und als Gruppe besonders günstig finanzieren, steigern wir unseren Lebensstandard. Durch den gemeinsamen Einkauf von ökologisch erzeugten Nahrungsmitteln, von Telekommunikationsleistungen, Baumaterial und Haushaltsgeräten sowie Selbsthilfe wird gesundes und komfortables Wohnen und Essen erschwinglich. Arbeitsräume, Werkstätten, Ateliers, kulturelles Angebot, Gesundheitsversorgung, Bildungseinrichtungen und Kinderbetreuung sollen in fußläufiger Entfernung erreichbar sein. So reduziert sich der Mobilitätsbedarf, was die Umwelt und den Geldbeutel schont und Raum für Muße und Kreativität schafft. Der Beitrag zum gemeinschaftlichen Leben wird sich flexibel aus Kapitaleinlage, Nutzungsgebühr und Arbeitseinsatz zusammensetzen. So können Menschen in unterschiedlichen

Lebenssituationen daran teilnehmen.

Erfurt bzw. Weimar liegen mitten in der dichten und vielfältigen Thüringer Projektlandschaft (im Umkreis von ca. 30 km gibt es rund 18 Gemeinschaftsprojekte, Ökohöfe etc). Die Ideenwerkstatt könnte über einen Tausch- und Vernetzungsladen diese Projektlandschaft kulturell und wirtschaftlich vernetzen.

Das Erfurter Stadtparlament hat beschlossen, solche Projekte durch vergünstigte Abgabe geeigneter Immobilien zu fördern. Das »Haus am Turnier« im Hof der Turniergasse zwischen Allerheiligenstraße und Pergamentergasse ist zur Zeit einer unserer Favoriten. Das historische Gebäude in idyllischer Altstadtlage mit 2700 qm Nutzfläche wurde bis zum Frühjahr 2007 als Gesundheitsamt genutzt und ist in einem guten Zustand. Es befindet sich im Eigentum der Stadt Erfurt, ein Wertgutachten und ein Nutzungskonzept liegen zur Zeit noch nicht vor.

» Es finden regelmäßig »Ideenwerkstätten« zum gegenseitigen Kennenlernen und zu verschiedenen Themen statt. Kontakt und weitere Informationen: Eberhard Hierse, e.hierse@gmx.de, Tel.: 0176 9639 0594, www.ideenwerkstatt-erfurt.de

fritz & tom rocken!

Unter dem Titel »Fritz & Tom rocken« haben das Music College Erfurt e.V. und die Evangelische Jugend Erfurt einen Bandsampler mit jungen Erfurter Bands aufgenommen. Beide Träger stellen seit vielen Jahren jungen Bands Proberäume in Erfurt zur Verfügung. Die Evangelische Jugend Erfurt hat einen Proberaum in der Thomaskirche und verschafft Nachwuchsbands die Möglichkeit, regelmäßig im Predigerkeller aufzutreten. Beim Music College können mehrere Proberäume im Jugendhaus Fritzer und der Musik Fabrik genutzt werden. Außerdem gibt es mit dem monatlich stattfindenden »Earfood« eine Konzertreihe für junge regionale Bands. Aus den ähnlichen Arbeitsfeldern heraus entstand die Idee, gemeinsam einen Bandsampler zu produzieren und so einen wichtigen Teil der Erfurter Musikszene zu dokumentieren und

einem breiteren Publikum nahe zu bringen.

Der Sampler vereinigt einen Teil der Bands, die seit Jahren die Angebote der beiden Träger nutzen. Außerdem sind Ergebnisse der schulbezogenen Jugendarbeit des Music College enthalten. Mit dabei sind u.a. Atrox Nex, Madura, DDR, Port-O-San, je suis un pantalon, Line 07, Lost Chopstick, Dragondeath und Broken Stix. Das Spektrum reicht vom wilden Punk- bis zum brillanten Popsong. Und alles sauber produziert im Tonstudio der Musik Fabrik.

» Bandsampler-Release-Parties: 4. Juli im Fritzer und 5. Juli im Predigerkeller. Beginn jeweils 21 Uhr. » Weitere Infos: www.music-college.de oder www.evangelischejugenderfurt.de

anders lernen.

Von Jürgen Brugger

Die bisher einzige Freie Alternativschule ihrer Art in unserer Stadt feiert in diesem Jahr ihr 15jähriges Bestehen, doch nur wenige Erfurter kennen ihr besonderes pädagogisches Konzept.

Frei-willig. Mut-willig. Eigen-willig.

Ja, sie ist schon eine echte Besonderheit, diese kleine Schildkröte Tranquilla Trampeltreu. Verschmitzt lächelnd, scheinbar schwerfällig und trotzdem irgendwie verwegen krabbelt sie seit nunmehr 15 Jahren gemächlich den farbenprächtigen Regenbogen empor. Gerade so, als wolle sie uns in dieser hektischen und auf schnellen Erfolg ausgerichteten Zeit daran erinnern, daß auch heute noch jede Menge schöpferische Kraft in der Ruhe und Gelassenheit individueller Befindlichkeiten zu liegen scheint. Beim Betrachten dieses bunten Schullokos ist man geneigt zu orakeln, was das besondere Geheimnis dieses guten Tierchens sein mag, warum es noch nicht heruntergefallen ist, ob es wohl jemals den, bekanntlich am Ende des Regenbogens vergrabenen Schatz finden wird und was es überhaupt mit dieser »komischen« Freien Schule in Erfurts Norden auf sich hat. Das Logo symbolisiert gleichsam das Programm dieser kleinen, gemeinnützigen Kindereinrichtung. Hervorgegangen ist sie aus einer Elterninitiative, die Anfang der 1990er Jahre für einen neuen Erziehungsstil angetreten ist. Dabei entwickelte sie eine »Pädagogik des Herzens«, die das einzelne Kind und seine individuellen Bedürfnisse in den Mittelpunkt aller Überlegungen stellt. Es war kein leichter Weg durch die behördlichen Instanzen und das Labyrinth gesellschaftlicher Vorurteile, doch die »Macher« der Regenbogenschule sind ihn voller Zuversicht gegangen. Unter dem Dach des 2005 in Erbbaupacht übernommenen und Schritt für Schritt auszubauenden Gebäudes in der Erfurter Vollbrachtstraße Nr. 5 lernen und leben gegenwärtig 62 Kinder im Alter zwischen 2 und 15 Jahren gemeinsam mit 11 Erwachsenen. Im Kindergarten und in den zwei Schulbereichen führt die mittlerweile enorm gestiegene Elternnachfrage zu Wartelisten. Die Regenbogenschule entwickelte sich in den letzten 15 Jahren, nicht zuletzt durch das gemeinschaftliche Engagement aller Vereinsmitglieder, langsam und kontinuierlich zu dem, was sie heute ist: Ein in der Erfurter Bildungslandschaft gleichberechtigter, von Eltern getragener Schulverein. (Wobei das Wort »gleichberechtigt« für die Thüringer Kultusministerialbehörden ein recht dehnbarer Begriff zu sein scheint. Insbesondere bezüglich der staatlichen Finanzhilfe für Schulen in freier Trägerschaft, die zu Lasten der

Eltern in den letzten Jahren immer weiter zurückgefahren wurde und gegenwärtig nur noch bei 80% gegenüber einer vergleichbaren staatlichen Grundschule liegt.) Nun ja, das freie Konzept der Regenbogenschule mag auf den ersten Blick im Gegensatz zu dem, was so manch eingefleischter Lehrer bislang unter »Schule« verstanden hat, etwas ausgefallen und utopisch anmuten. Bei genauerer Betrachtung muß aber anerkennend festgestellt werden, daß sich dieser, auf dem Prinzip der sogenannten Matetik beruhende und auf die inneren Kräfte des Kindes vertrauende Weg nicht nur als gangbar, sondern sich sogar als überaus erfolgversprechende Straße entpuppt hat. Hier wird mit viel Hingabe und Liebe täglich das erfolgreich in die Praxis umgesetzt, was das Herz so manches »PISA-Test-Konsequenzen« anmahnenen Erziehungswissenschaftlers höher schlagen ließe. Entsprechend einschlägiger lernpsychologischer Erkenntnisse, wonach Lernen als komplexer Prozeß in Folge natürlicher Neugier immer und überall passiert und sich positives Sozialverhalten nur in einer von Vertrauen und gegenseitiger Achtung geprägten Atmosphäre ausprägen kann, werden in der Regenbogenschule unter dem Motto: »Hilf mir, es selbst zu tun!« die schöpferisch-kreativen Fähigkeiten des einzelnen Kindes freigesetzt, oder besser: Das Kind setzt sie sich entsprechend seines eigenen Lerntempos selbst frei, indem es mitbestimmt, wann und womit es sich beschäftigen möchte. Hierbei geht es nicht nur um pure Wissensaneignung, sondern vorrangig um die Erlangung von »Weisheiten fürs Leben« und um das »Lernen lernen« an sich. Jedes Kind hat seinen ganz individuellen Weg, Erfahrungen zu machen, Denk-, Lern- und Handlungskompetenzen auszubilden. Es kommt den Pädagogen der Regenbogenschule dabei also gar nicht so sehr auf konkrete Inhalte an, sondern darauf, diesen Weg der selbstbestimmten Entwicklung verantwortungsbewußt und schöpferisch zu begleiten.

Nicht nur, daß es in der Regenbogenschule nach reformpädagogischem Vorbild weder Noten noch Lehrplanstreß gibt – die Klassenräume heißen Lern-, Mädchen- oder Jungenzimmer, die Lehrer verstehen sich als Bezugspersonen, werden liebevoll »Bezugi« genannt und von den Kindern mit Du angesprochen. Deutsch, Mathe und alle anderen Kulturtechniken pas-

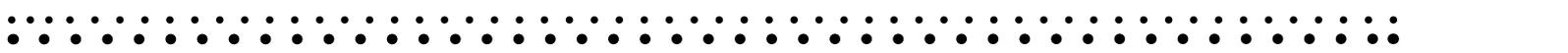
sieren zu den täglichen Lernzeiten, und einmal im Monat ist Projektwoche, in der sich die Kinder mit einem selbstgewählten Thema »satt« beschäftigen können. »Lernen unterwegs« werden die wöchentlichen Ausflüge zu interessanten Orten oder Einrichtungen genannt. Das »Lernen mit allen Sinnen« ist in der Regenbogenschule noch nicht zum platten pädagogischen Schlagwort verkommen, und da sich alle drei Bereiche (also Kindergarten, Grundschule und die seit dem vorigen Jahr hinzugekommene Sekundarstufe) durchdringen und ergänzen, läuft hier jeder Ganztagschultag etwas anders ab als in herkömmlichen Kindereinrichtungen: persönlichkeitsorientiert, altersgemischt, mitunter situationsbedingt, aber auf alle Fälle immer freudbetont. Und weil hier nicht nach kategorischen Imperativen in vermeintlich notwendigen Strukturen und von Amts wegen verordneten oder vorgeschriebenen »Erziehungsvorschriften« gelebt und gelernt wird, können die Menschen der Regenbogenschule manch bildungspolitische Aufgeregtheit nicht verstehen. Freiheit heißt allerdings auch hier nicht Grenzenlosigkeit. Tatsächlich gibt es unzählige Regeln, die von und mit den Kindern aufgestellt werden. Soziales Lernen steht ganz oben auf der Agenda. Streiten und sich versöhnen ist hier kein aufgesetztes Thema für den Ethik- oder Religionsunterricht, sondern nimmt im Schulalltag in den obligatorischen Morgen- und Abschlußkreisen einen breiten Raum ein. Wer jetzt denkt, dieses scheinbar nach Lust, Laune und Wunsch-Dirwas aufgebaute Lernkonzept kann doch nicht erfolgreich sein, wird durch die pädagogischen Erfolge der Regenbogenschule eines Besseren belehrt: Immerhin über die Hälfte aller Kinder (Durchschnitt bei Thüringer Grundschulen: 30%) haben den Sprung auf ein Gymnasium oder die IGS geschafft, und dort fallen die Kinder nicht etwa als besonders egozentrisch oder gar aufsässig auf; häufig sind sie sogar ungewöhnlich kooperativ. Schließlich sind sie gewohnt zu verhandeln,

sich mehrheitlichen Entscheidungen zu beugen und Konflikte friedlich zu lösen. Mit dem Aufbau einer eigenen Sekundarstufe (die übrigens noch händeringend Honorarlehrer sucht!), kam seit dem letzten Schuljahr eine weitere Farbe zum Regenbogen hinzu, durch die ein Wechsel nach der 4. Klasse auf eine andere, weiterführende Schule nicht mehr zwingend notwendig ist und der Weg des selbstbestimmten Lernens nun bis zur 10. Klasse beschritten werden kann. So langsam und gemächlich sie auch vorankommen mag, die gute Tranquilla – ihr außergewöhnlicher und bunter Pfad scheint geradewegs zu einem besonderen pädagogischen Schatz zu führen.

Also, wer außer erziehungstheoretischen Wunschträumen wirklich etwas Praktisches zur Ausgestaltung des gegenwärtig doch recht innovationsarmen Bildungswesen beitragen will, sollte sich vor Ort in diesem kleinen Verein engagieren. Ob als Sponsor, Pate oder Ehrenamtlicher – für die Leuchtkraft des Regenbogens wird jegliche Mitarbeit, jedes Herz, jede Hand und jeder Euro dringend gebraucht.



» **Mehr Informationen unter**
Telefon: 0361/4233936
Internet: www.freie-schule-regenbogen
Mail: freie-schule-regenbogen@gmx.de



fünf fragen an. Joseph Martin Kraus (1756 bis 1792)

Joseph Martin Kraus, was würde heutzutage ein Arbeitgeber denken, wenn er Ihre Biografie in den Händen hielte? Da er wohl erwartete, daß zukünftige Mitarbeiter, seit sie volljährig sind, zielstrebig auf ihren Beruf zumarschieren, daß sie Studium, Berufserfahrung und Praktika vorweisen können und noch keine 25 Jahre alt sind, würde er meine Bewerbung wahrscheinlich sofort beiseite legen.

Waren Sie nicht auch noch ein schlechter Student? Schlecht? Wenn Sie meinen, ich war in meinem Studium nicht fleißig: Das ist wahr. Wenn Sie meinen, ich hätte meine Zeit verschwendet: Das ist falsch. Ich habe die Zeit lediglich auf das verwendet, was mir Freude bereitete.

Sie wurden trotz mehrerer Studienjahre nie Jurist, oder? Ja, ich studierte über sechs Jahre und blieb ohne Abschluß. Stattdessen ging ich nach Schweden, darbot eine Weile und schrieb so viel und so gut ich konnte. Als meine Oper ›Proserpina‹ uraufgeführt wurde, mochte Gustav (Gustav III, König von Schweden, Anm. d. Red.) sie gern und machte mich deswegen zum Kapellmeister.

Und als solcher schickte er sie erst mal auf eine Reise durch Europa? Ja, ist witzig, nicht? Ein wenig wie das europäische Austauschprogramm heute, nur daß ich an Höfe reiste, nach London, Paris, Rom, auch zurück nach Erfurt, wo ich ja schon mal zwei Jahre

studiert hatte, und mich mit dem Komponieren statt mit den Gesetzen beschäftigt hatte. Aus Erfurt stammt auch ein berühmtes Bild von mir: ich vor leerem Notenblatt und Bierglas, hehe. Nach drei Jahren kehrte ich nach Schweden zurück und wurde Direktor der Musikakademie. Das waren sehr angenehme Jahre. Bis König Gustav einem Attentat erlag. Ich komponierte meine ›Symphonie funèbre‹ (Sinfonie in c-moll, Anm. d. Red.), die als eine meiner berühmtesten gilt. Kurz darauf starb ich, war wohl etwas viel, das unruhige Leben, meine Tuberkulose und diese Sinfonie. Aber wie heißt es noch so schön? Wenn es am schönsten ist, soll man gehen. Daran habe ich mich gehalten.

Gibt es etwas, das sie die heutigen Studenten fragen oder auf den Weg mitgeben wollen? Regt das Bier in Erfurt noch immer zum Komponieren an? Nein, etwas Ernsthaftes. Da ich ja nicht einmal vierzig wurde, erklärten sich mir im Nachhinein einige meiner Einstellungen, ich fand es immer wichtiger, ob jemand glücklich war bei dem, was er tat, oder nicht. Ich halte das für einen guten Gradmesser – für alle Lebenslagen. Stelle ich also den heutigen Studenten auch diese Frage: Macht euch glücklich, was ihr studiert?

Gute Frage, Herr Kraus. Ich danke ihnen für das Gespräch.

ELEGOISTE

© ULF SALZMANN



zwischen schule und karibik bar.

Ein kurzes Zwischenfazit vom derzeitigen Erfurter Stadtschreiber Finn-Ole Heinrich.

Seit drei Monaten lebst du nun in Erfurt – und bist ziemlich umtriebig: Lesungen in Schulen, im Bus, in der Karibik Bar oder der Lagune. Bist du zufrieden mit der bisherigen Ausbeute? Ja, eigentlich sehr. Mir war das irgendwie wirklich sehr wichtig, daß ich sichtbar bin, daß ich wahrgenommen werde. Ich finde es so toll, daß es diese Stelle gibt und – hehe – daß ich sie bekommen habe. Daß ich mich so bemühe, ist auch Ausdruck meiner Dankbarkeit. Klingt jetzt vielleicht komisch, ist aber ganz genau so. Ich finde, nicht nur ich sollte was von Erfurt haben, sondern Erfurt auch von mir. Oh, das klingt jetzt etwas großkotzig. Ich meine nur: ich bin ja nun eben auch eingeladen und gefördert, um hier das Kulturleben zu bereichern.

Im letzten hEft hast du angekündigt, in allen Oberstufen von Erfurt lesen zu wollen. Wieviele hast du denn bis jetzt geschafft? Na! Das war wohl leider tatsächlich ein vermessenes Vorhaben, das habe ich damals, glaube ich, auch schon erwähnt, oder? Aber, mal ehrlich, das lag weniger an mir. Bisher war ich erst an vier Schulen. Es ist einfach irgendwie sehr schwer, in die Schulen zu kommen. Die sind sehr mit sich selbst beschäftigt, in ihrer eigenen Welt, der Kontakt mit dem Außen ist nicht so richtig da. Da hängt sehr viel von freiwilligem Engagement von Lehrern (oder Schülern) ab. Die vier Lesungen sind auch nur zustande gekommen, weil drei engagierte Lehrer und ein engagierter Schüler sich darum gekümmert habe. Ich meine: ich kann es eigentlich nur anbieten und dann kommen und lesen. Mehr als das käme mir auch aufdringlich vor ...

Du hast in kürzester Zeit eine Menge Fans in Erfurt gewonnen. Wie erlebst du das Publikum bei Lesungen? Ist das so? Würde mich ja sehr freuen. Ehrlich gesagt: so sicher bin ich mir da gar nicht. Die Lesungen sind alle nicht unbedingt unglaublich gut besucht und ich glaube, daß auch nicht immer jeder nur begeistert ist von meinen Geschichten, daß mancher sich schon auch vor den Kopf gestoßen fühlt. Naja,

aber wenn du das anders wahrnimmst, dann lasse ich das mal so stehen, ha! Gefällt mir nämlich besser, gemocht zu werden.

Du wolltest hier ja an Deinem neuen Erzählband schreiben? Hast du bisher Zeit dafür gefunden?

Uh, heikles Thema. Naja, eigentlich nicht so richtig. Das stand jetzt tatsächlich etwas hintenan. Ich bin aber trotzdem zufrieden mit meiner Arbeit. Ich habe schon wirklich viel geschafft und es sind ja auch noch ein paar Wochen. Ich habe mich sehr gut disziplinieren können, bisher. Dadurch ist übrigens das Soziale manchmal etwas auf der Strecke geblieben. Ich ahnte das ja auch schon, jedenfalls ist das In-der-Sonne-rumliegen-und-Eis-essen noch etwas kurz gekommen. Ich hab so viele spannende Menschen kennengelernt und noch viel zu wenig Zeit mit ihnen verbringen können, das ist leider der Preis. Ich werde demnächst mal 'ne Homepage basteln, auf der ich meine Arbeit hier ein bißchen dokumentiere.

Du kommst ja von der Küste. Warst du hier schon baden? Nö. (Aber duschen, so ein, zwei Mal.)



Foto: Dylan Thomas

» Finn-Ole Heinrich im Netz: www.pipe-up.de – oder jeden Dienstag, 22 Uhr in der Erfurter Karibik Bar.

hessus-schreibwettbewerb.

Wer Helios Eobanus Hessus war, das sollte dem jungen Schreibvolk Thüringens inzwischen geläufig sein. Denn bereits zum achten Mal wird der Wettbewerb in diesem Jahr nun von der Stadt Erfurt und dem Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. ausgeschrieben und ruft alle Thüringer Autorinnen und Autoren zwischen 15 und 35 Jahren auf, eigene Texte einzusenden. Egal ob Kurzprosa oder Gedicht. Allerdings sollte der Umfang von fünf Schreibmaschinenseiten nicht überschritten werden. Einsendeschluß ist der 15. September 2008. Den Einsendungen sollte eine kurze Darstellung der Lebensdaten (Geburtsdatum, Adresse/E-Mail, bisherige literarische Aktivitäten) angefügt werden.

Alle Texte werden von einer Jury durchgesehen und bewertet. Der 1. Preis ist mit 500,- EUR, der 2. Preis mit 400,- EUR und der 3. Preis mit 300,- EUR dotiert. Aus den drei nachplazierten Texten wird am Abend der Preisverleihung der Publikumspreis gewählt. Außerdem werden drei Förderpreise für Schülerinnen und Schüler

der Thüringer Regelschulen und Gymnasien vergeben (jeweils 100,- EUR).

Die Einsendungen sind in fünffacher Ausführung und ohne Namenskennzeichnung zu richten an: Studentenzentrum Engelsburg, Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb, Allerheiligenstraße 20/21, 99084 Erfurt – oder per E-Mail an hessus@eburg.de.

Für die, die es nicht wußten: der Mann mit dem sperrigen Namen war seinerzeit der Poetenkönig der europäischen Humanisten und residierte zeitweilig, meist allerdings betrunken, in der Erfurter Engelsburg, die deshalb vom Volk auch eher abfällig »Poetenburg« genannt wurde. hEFt wünscht einen kreativen Sommer und hofft auf interessante Wettbewerbseinsendungen. Die Preistexte werden dann wie immer in der Januar-Ausgabe veröffentlicht.

» **Weitere Infos und alle Preistexte der letzten Jahre unter: www.hessus.eburg.de**

poetry psalm.

Manchmal tröpfelt alles so vor sich hin,
Ein langsamer Zug ohne Halt. Ich sitz' drin.
Keine großen Gefühle oder wenigstens Leid.
Ich schau aus dem Fenster, da entgleitet die Zeit.
Ja, soll sie vorbeizieh'n, das stört mich nicht mal,
Hier ist klimatisiert, mir ist alles egal.
Es ist nicht mal schlecht, halt einfach nur Trotz.
Keine Zweifel am Leben, keine Fragen nach Gott.
Ab und zu kommen Gedichte oder auch Lieder,
Die öffnen die Fenster, doch ich schließe sie wieder,
Denn der Wind schmeckt nach Aufbruch und Heimweh
ist so groß, daß ich mich dann ganz klein seh'
Und bei Windstille nicht mal mehr einseh',
Daß ich bei Frischluft bald eingeh'.
Denk' nur: es is' nicht mal schlecht,
halt einfach nur Trotz.
Keine Zweifel am Leben, keine Fragen nach [...]
(Felix Römer)

Fortsetzung folgt bei Radio F.R.E.I. – Solche, ähnliche oder andere Texte zu Fragen des Lebens, Glaubens und

Nichtglaubens können beim Poetry Slam Workshop: »POETRY PSALM erfurtslam trifft gott(?)« entwickelt und inszeniert werden.

Dabei helfen Felix Römer, Lars Ruppel und Sebastian23 von der Poetry Boygroup SMAAT.

» **Infos & Anmeldung unter: www.dialog.radio-frei.de**

Die Früchte der lyrischen Vorarbeit können beim finalen Poetry Slam auf der F.R.E.I.-Fläche präsentiert und auch erlebt werden, mit der kleinen Chance, bei länger dauerndem Treffen einen Blick auf das Spielgeschehen zu werfen. Mit dabei: die Workshopteilnehmer/innen und geladene Poeten. Siegertext und Slamtexte werden im nächsten hEFt veröffentlicht.

» **erfurtslam trifft Gott (?) – Poetry Psalm**
» **mit Felix Römer, Sebastian 23, Julius Fischer u.a.**
» **am 11. Juli 2008, Einlaß 21 Uhr**
» **auf der F.R.E.I.-Fläche (Gotthardtstraße 21, Erfurt)**

wo die plastikpalmen blühen.

Es ist ungefähr vier Minuten vor elf an einem Freitagmorgen, ich stehe – nun doch mit etwas Herzklopfen – vor der Karibikbar. Ich hatte um neun, um zehn und um halb elf angerufen, um Petar Petrov zu treffen und ihm von meiner Idee zu erzählen, ausgerechnet in seiner Bar, der legendären Nachbar, eine Kurzlesereihe zu starten. Um neun, um zehn und um halb elf rief Petrov jedesmal in den Hörer: »Rufst Du später an, hab ich noch Gäste. Aber schmeiße ich bald raus, den Haufen.«

Es ist ungefähr zwei Minuten vor elf, ich klinge, die Tür geht auf, die Gerüche einer langen, langen Nacht schlagen mir in Gesicht und Nase und ein wenig auf den Bauch. Petar Petrov zieht die Tür weiter auf, mustert mich, grinst dann. Ich finde auf Anhieb, daß er aussieht wie ein bulgarischer George Clooney, er hat Blutspuren auf seinem weißen Poloshirt und kurz, ganz kurz zweifelte ich an der Qualität meiner Idee. Wir trinken Kaffee und ich schwärme etwas übertrieben vom Ambiente seiner Bar, erkläre meine Idee: jeden Dienstag, 22 Uhr, 17 Minuten Lesung, hier. »Hier?« fragt Petrov und lacht. Ich lache einfach mit und er sagt: »Naja, warum nicht, von mir aus, aber nur 17 Minuten, okay?« Ich nicke, wir geben uns die Hand, Petrov sagt: »Mal sehen!« Ich sage: »Mal sehen!«

Ein paar Wochen und fünf Karibik-Trips später lacht Petrov jedes Mal, wenn er mich sieht: »Die Stadt muß dir Verlängerung geben! Ich dachte, es kommen drei taube Vögel, aber jetzt ist immer Bude voll!« Offenbar funktioniert, was wir uns vorgenommen haben. Ich bin

von Natur aus vermessen und denke: so richtig gut ist es erst, wenn man fünfzig Leute nach Hause schicken muß, weil sie nicht mehr reinpassen – das ist noch nicht passiert. Aber ich bin doch zufrieden. Der Ort, die Atmosphäre sind einzigartig und reizvoll, und bei 17 Minuten Lesezeit kommt man kaum auf den Gedanken, sich zu langweilen, eher wird man wohl gekitzelt, mal wieder ein Buch in die Hand zu nehmen. Der Karibik-Trip ist ein kleiner Literatur-Snack in exotischer Umgebung. Eher Sex, Text & kubanischer Rock'n'Roll als Hochkultur und Gedichtinterpretation.

Wir sind gerade kurz vor Halbzeit, noch etwa sieben Mal werden Geschichten vorgelesen, wo die Plastikpalmen blühen, wo die Geschichten wohnen, südlich des Tresens, sozusagen – dann ist das Experiment schon wieder vorbei. So wie meine Zeit als Stadtschreiber leider, leider auch.

Ich kann also nur empfehlen: Kommt vorbei, stürmt diesen Laden, lauscht den immer neuen Autoren, die sich wagen, sich und ihre Geschichten in dieser sonderbaren und so andersartigen Atmosphäre auszuprobieren! Denn klar ist: eine Lesung ist immer nur ein Angebot und lebt erst von und mit denen, die kommen und zuhören. Und wenn es richtig gut läuft, schicke ich Euch auch in Heerscharen nach Hause.

Finn-Ole Heinrich

» **Karibik-Trip, dienstags, 22 Uhr, Karibikbar, Erfurt**

creole.

Die Ausschreibung für den Regionalwettbewerb »creole – Weltmusik aus Mitteldeutschland« endet am 11. Juli 2008. Bewerben dürfen sich Musikgruppen, die eine feste Besetzung haben und auch live aktiv sind. Stilistisch gibt es keine Einschränkungen und Vorgaben. Es geht um die künstlerische Auseinandersetzung mit globaler Musik und regionaler Musikkultur.

Aus allen Einsendungen wählt eine hochkarätig besetzte Jury die Teilnehmer aus, die sich auf zwei Wettbewerbskonzerten am 31. Oktober und 1. November 2008 dem Publikum im Jenaer Kassablanca Gleis 1 e. V. stellen. Auch dort werden Juroren tätig sein, die an den unterschiedlichsten Stellen des hiesigen Musikgeschehens Verantwortung tragen. Den Gewinnerbands winken ein Preisgeld sowie zwei weitere Konzerte in angesagten

Clubs in Leipzig und Magdeburg. Vor allem aber werden die Gewinner die Region Mitteldeutschland beim großen creole-Bundesfinale im nächsten Jahr in Berlin vertreten. Mitteldeutschland hat immerhin einem Ruf zu verteidigen: Gleich im ersten creole-Durchgang überzeugten die Leipziger ULMAN nicht nur die heimische Jury, sondern auch die kritischen Fachleute der Bundescreole in Dortmund. Dort zu gewinnen bedeutet einen ordentlichen Karriereschub! Während des Ausschreibungszeitraums sind die Ausschreibung und die Bewerbungsunterlagen im Internet zum Download bereitgestellt: www.creole-weltmusik.de und www.soziokultur-thueringen.de

» **Rückfragen: LAG Soziokultur Thüringen e. V., Fon: 0361 78 02 140, info@soziokultur-thueringen.de**

lesungen.

- » **04.07.**, 19.00 Uhr, Theodor-Storm-Tage in Heiligenstadt, Altes Rathaus Heiligenstadt: Vortrag Prof. Dr. Eckart Pastor (Liège, Belgien) »Tugendbold und bibbernder Erotiker oder: Wie Storms Novelle »Waldwinkel von Fontane verrissen wurde.«
- » **07.07.**, 19:30 Uhr, Stadtbibliothek Neustadt/Orla, Gerberstr. 2: »Stadionpartisanen – Fans und Hooligans in der DDR« Lesung mit Frank Willmann.
- » **11.07.**, 20 Uhr, »The London Music Pub«, Gotha, Justus-Perthes-Str. 3: Präsentation des Buches »Satan, kannst du mir noch mal verzeihen« mit Anne Hahn und Frank Willmann.
- » **11.07.**, 21 Uhr, Radio F.R.E.I. Erfurt, Gotthardtstr. 21: Erfurt Slam Nr. 5 – Poetry Psalm.
- » **11.07.**, 18 Uhr, Gaststätte »Suhler Weiberwirtschaft«, Bahnhofstr. 1: Literatursalon »Weiberwirtschaft« Suhle.
- » **19.07.**, 19.00 Uhr, Grundmühle bei Tiefthal: Zum 225. Geburtstag von Washington Irving liest der Berliner

Schauspieler David Nathan »Die Legende von Sleepy Hollow«. VA: Erfurter Literaturverein e.V.

» **21.08.**, 20.00 Uhr, Schloß Tonndorf: Der Weimarer Schauspieler Eckart Freiherr von der Trenck liest »Das Gespenst von Canterville« von Oscar Wilde. VA: Erfurter Literaturverein e.V.

» **Am 06.09.** findet der Tag der Literatur in Thüringen statt. In vielen Städten und Gemeinden des Freistaates gibt es an diesem Tag Lesungen und Literaturveranstaltungen. Alle Termine sind auf der Website des Thüringer Literaturrates abrufbar (www.thueringer-literaturrat.de). **Unser hEft-Tip:** 19:30 Uhr, Historisches Rathaus Weißensee, Ratssaal, Marktplatz 26: Zum Tag der Literatur in Thüringen: »Junge Sterne der Literatur«, mit dabei sind die hEft-Autorinnen Clara Ehrenwerth und Nancy Hüniger. Außerdem lesen die beiden Jungautoren Christian Rosenau und Stephan Turowski.

über breitkreuzige schmalhirne.

Kommentare zur Zeit, die anschließend in Buchform erscheinen, bergen die Gefahr in sich, daß das Geschriebene nach der Veröffentlichung längst schon wieder vom nächsten Haufen Zeitgeist zugeschüttet worden ist und es niemanden mehr interessiert, womit Verona Pooth, Kurt Beck oder Dieter Bohlen die Medienmaschine einst versorgten. Der in Vieselbach lebende Publizist und Autor Gunnar Schade versucht es mit seinem gerade erschienenen Sammelband »Einsamkeit, Unrecht und Freizeit für das deutsche Vaterland« trotzdem.

Auf 120 Seiten arbeitet er sich stilsicher und geschliffen an den Themenfeldern Neonazis, Arbeitslosigkeit, Bild-Zeitung und all den anderen Feuilleton-Diskursen der letzten Jahrzehnte ab. Mit Ironie, Witz und mit Recht, auch wenn man sich bei der Lektüre an einigen Stellen fragt, warum man sich nun zum x-ten Mal einen ironischen Text über den Fasching und die humorlosen Deutschen oder über Konsumwahn und Familienzwiß zu

Weihnachten antun soll. Dabei gibt es aber immer wieder treffende Gedanken, etwa wenn der Autor über das »bestmögliche Verhältnis von Entwicklungshilfe und Waffenexporten« oder die »breitkreuzigen Schmalhirne« schreibt. Mit dem Versuch, alle angrenzenden Felder eines Themas mitzubeackern, wirken die Texte leider an einigen Stellen etwas aufgeblasen und konzeptlos; das Treffende verliert an Schärfe. Eine stärkere Fokussierung hätte dem Buch sicher gut getan.

Trotzdem: ein gut lesbares, über weite Strecken unterhaltsames und erhellendes Buch – vielleicht die richtige Lektüre für die Urlaubszugfahrt durch die ostdeutsche Provinz.

Daniel Tanner

» **Gunnar Schade: »Einsamkeit, Unrecht und Freizeit für das deutsche Vaterland«, verlag am park in der edition ost, ISBN 978-3-89793-158-9, 12,90 Euro**

Igor tanzt und ich freiß 'nen Pavel.

von Stefan Werner

Ole, Ole, Ole, Ole, FC Rot-Weiß Ole, FC Rot-Weiß Ole... Nix Ole, Ole, ich schäle mich aus dem Bett und versuche, mich halbwegs in Form zu bringen. Hinter meinen Augenringen und der verrauchten Stimme verbirgt sich das Erreichen der neuen 3. Profiligas. Natürlich, die Superklugen werden wieder sagen, daß irgendwie mehr drin gewesen wäre (ich meine die 2. Liga, nicht mehr Augenringe). Lassen wir sie einfach reden. Freilich, das mit dem neuen Stadion ist erst einmal Essig. Aber ich denke, so was muß man auch mal ganz pragmatisch sehen. Im Gegensatz zur 2. Liga gibt es in der 3. keine Sonntagsspiele, das heißt, keine familiären Zerwürfnisse bezüglich des leeren Stuhls am Mittags- oder Kaffeetisch. Mal ernsthaft, welche Idioten kommen eigentlich auf die Idee, Sonntagmittag 12:30 Uhr ein Fußballspiel anzupfeifen? 12:30 Uhr habe ich gerade mal am Tisch Platz genommen und entschieden, daß die Soße nicht über, sondern neben das Filetstück gehört. Demnächst rennst du mit 'nem halben Toast im Mund ins Stadion, weil die bereits 9:30 Uhr anfangen zu spielen. Ole, Ole, Einschaltquoten, Ole.

Die »Wir-haben-die-3.-Liga-erreicht-Aufstiegsparty« im Brettel war übrigens ein gaaanz GROSSES Ding, ich habe mich nicht mehr halten können – erst vor Lachen, dann vor Heulen. Eintrittsgeld, hui. Und was gab's? Auf jeden Fall nichts kostenlos. Ach doch, da war der Igor, mit so 'ner 3-Minuten-Akrobatiknummer. Meine Güte, fast wäre ich mit ihm mitgegangen. Ansonsten dröge Live-Interviews mit der Vereinsführung und weitere Tanzeinlagen einer Dreierformation der Erfurter Karnevalsszene (ich meine, das braucht doch keine Sau auf 'ner Fußballparty). So viel Lieblosigkeit machte hungrig. Aber nicht mal für ein Gehacktesbuffet hat die Liebe des Clubs gereicht. Das und der Preis für die Cuba Libre waren Grund genug, vorzeitig abzuhauen und sich an anderer Stelle auf das Schwein zu freuen.

Ja ja, ein Schwein namens Pavel D. Pavel ist das Ergebnis einer Fußballwette, bei der keiner so richtig

verlieren konnte, außer Pavel, das Schwein, vielleicht. Übrigens, mal ganz nebenbei, die Geschichte der Fußballwetten ist recht alt. In England (hui, das Fußballmutterland hat nicht mal die EM-Quali 2008 geschafft) haben die das Wetten gleich mit erfunden. Fußball-Toto spielen die dort schon seit 1921. In unserem Fall war es wohl eher so 'ne Art Fußball-Schweine-Toto, das in etwa so ablief: Rainer wettete ein Schwein, daß Erfurt in die 2. Bundesliga aufsteigt. Da Franky schon immer mal ein Schwein kaufen, es aufspießen, grillen und 'ne Gartenparty schmeißen wollte, hat er, ohne zu zögern, angenommen und seinerseits das Schwein auf das Erreichen der 3. Liga gewettet. Da dem gemeinen RWE-Fan klar war, daß wir eins von beiden auf jeden Fall hinkriegen, werden in Bälde ich und eine Reihe anderer Sportbegeisterter sich den kleinen Pavel bei Bier und Fußballgucken im Grünen schmecken lassen. Herrlich! Mal sehen, vielleicht lade ich Igor auch ein.

Die kommende Saison steht ganz unter dem Retrostern: Union Berlin, Dynamo Dresden, Wismut Aue und Jena (gut, die wären in der 4. Liga besser aufgehoben gewesen). Die in Magdeburg haben's irgendwie nicht hinbekommen. Schade eigentlich, denn das Stadion wär schon der Optik wegen 'ne Reise wert. Von den Fans

kann ich das nicht gerade behaupten.

Nicht, daß auch nur irgendein Erfurterfan bei Mister

Germany 'ne Chance

hätte, aber schön

ist tatsächlich

nur das Stadion.

Allerdings wäre

es mit Magdeburg

vielleicht auch ein biß-

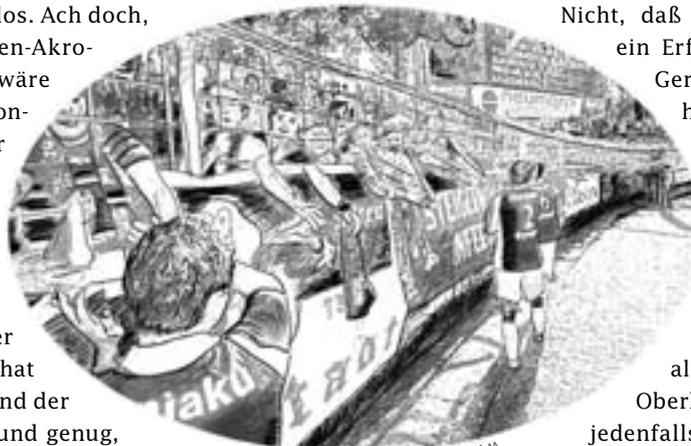
chen zu viel Ost-

algie, etwas zu sehr

Oberliga. Heute geht es

jedenfalls früher ins Bett.

Für die kommende Saison sollte man ausgeschlafen sein. In diesem Sinne: Erfordia schalalalala, schalalalala, schalalalala, Erfordia, schalalalala...



wann ist mittag?

Von Marion Mayer

Februar 2008 in Mindo. Eine kleine Stadt im Nebelwald Ecuadors, zwei Stunden holprige Busfahrt von der Hauptstadt Quito entfernt. Ankunft am späten Vormittag, es sieht nach Regen aus, wie meistens in dieser Jahreszeit. Der Regen sei in den letzten Jahren jedoch unberechenbarer geworden, erzählt mir der Bergführer Reno. Dann reißt an diesem Tag plötzlich doch noch der Himmel auf und seit Tagen scheint die Sonne zum ersten Mal.

Ich bin zu Gast beim Kinderhilfsprojekt der »Fundación Salem«. Das Kinderhaus in Ecuador existiert seit zehn Jahren und wurde anfänglich von Einheimischen geleitet. Dies mußte jedoch aufgegeben werden, weil das Projekt durch das korrupte Verhalten der damaligen Leiter zu verfallen drohte. Seitdem führen es wechselnde, europäische Leiter; seit Januar 2007 befindet es sich in den Händen von Meike und Malte, einem jungen Paar aus Hamburg.

Derzeit geht es hier etwas chaotisch zu: Der Bau der neuen Küche hat vor einer Woche begonnen. Die alte Küche war zu dunkel, zu feucht und vor allem zu klein, um der in den letzten Jahren ständig gewachsenen Anzahl Kinder standhalten zu können. Meike berichtet vom ersten Tag der Bauarbeiten, an dem sie die alte Küche ausräumten. Sie sind heilfroh, nicht vorher gewußt zu haben, welche Vielfalt an ungebetenen Gästen sich in den dunklen Ecken und Winkeln eingenistet hatte. Sechs Wochen später wird eine Küche entstanden sein, wie sie die meisten Kinder nicht kennen: ein Raum mit Tischen, Arbeitsflächen, einem Kühlschrank, Herd und sämtlichen notwendigen Küchenutensilien, ordentlich, sauber und hell.

Momentan ist das Dach abgestützt, die alten Küchenwände sind verschwunden. Beim Einreißen der Ziegelwände kann man bei jedem Hammerschlag die darin sitzende Feuchtigkeit förmlich hören, wie sie hier infolge von 85 Prozent Luftfeuchtigkeit in allen Dingen steckt. Dampf klingen die Schläge und die Steinwand bricht wie nasse Pappe herab. Arbeiter fertigen das Fundament der zukünftigen Küche aus mit der Hand gemischtem Beton. Überall im Dorf wird gebaut, mehr Hotels für die Touristen, mehr Restaurants für die Touristen... und Häuser, von denen niemand weiß, was da hineinkommen soll. An anderer Stelle verwaisen begonnene Bauprojekte in unterschiedlichen Baustadien bereits wieder zu Ruinen.

Im eh schon kleinen Spiel-, Lern- und Wohnhaus der Kinder ist eine provisorische Küche mit Eßraum aufgebaut worden. Keines der Kinder will trotz der Baumaßnahmen nach Hause bzw. an den Ort, der ihr

Zuhause sein sollte. Kein Kind ist ein Waisenkind und doch sind die meisten von ihnen vernachlässigt und verloren wie Waisen. An den Wochenenden gehen sie »nach Hause« zu ihren Familien oder anderen Angehörigen und kehren Sonntagabend wieder zu Salem zurück.

Meike erzählt, daß manche Kinder dann noch genau die Sachen anhaben, mit denen sie Salem am Freitag verlassen haben. Oft ist es der erste Gang, die feucht-nassen, völlig verdreckten und häufig eingnäßten Anziehsachen auszuziehen. Das ist aber bei weitem nicht der schlimmste Zustand, in dem sie wieder zurückkommen können. Stalin (ein sehr gebräuchlicher Vorname in Ecuador) erschien vor drei Wochen mit einem geschwollenen Auge, eine Körperseite trug heftige Verletzungen und Abschürfungen. Völlig verstört sei er die erste Zeit an diesem Sonntag gewesen, saß apathisch und mit gesenktem Haupt am Tisch, sprach kein Wort. Nach vielen vorsichtigen Annäherungsversuchen berichtete er, daß er während der Mitarbeit beim Vater vom Auto gefallen sei. Wenig später erzählte er den anderen Kindern, er sei mit dem Fahrrad gestürzt.

Bei solchen Geschehnissen verspüren Meike und Malte Wut und Ohnmacht. Grundsätzlich erachten sie es als wichtig, daß der Kontakt zwischen den Kindern und ihrem Elternhaus besteht. Gelegentlich verbessert sich das Verhältnis sogar ein wenig, wenn die Eltern in der Woche einen oder mehrere Esser weniger haben. Salem versorgt teilweise mehrere Geschwister, was eine Entlastung für die Familien darstellt. Momentan ist Ferienzeit und daher sind nur die dreizehn Kinder da, die während der Woche hier wohnen und nur am Wochenende nach Hause gehen. Wenn Schule ist, kommen 25 Kinder hinzu, die jeden Wochentag Mittagessen erhalten, Hausaufgaben machen und spielen können. Diese gehen abends nach Hause.

Die Armut vieler Familien in Ecuador ist sehr groß und zumeist ausweglos, 65 Prozent der Ecuadorianer leben unterhalb der Armutsgrenze. Die Eltern sind mit der generell großen Anzahl Kinder maßlos überfordert. Die Kinder werden vernachlässigt, sind fehlernährt, krank, gehen nicht zur Schule und müssen bereits in jungen Jahren arbeiten. Die meisten haben kein eigenes Bett. Die Kinder übernachten im Bett der Eltern, mit anderen Geschwistern in einem Bett oder auf dem Fußboden. Das Kinderzentrum schafft die Möglichkeit, den Kindern ein Stück Kindheit zu bewahren und eine Schule zu besuchen.

Im November letzten Jahres kam der bisher letzte

neue Junge zu Salem. Pedro ist mit seinem größeren Bruder Angel von der Mutter nach Mindo geschickt worden. Sie kommen aus Pedernales, von der Küste. Mindo ist für den Besuch ausländischer Touristen bekannt. Viele glauben daher, daß es den Menschen hier besser gehen würde. Angel ist 16 Jahre alt und fand in Quito einen Job. Pedro ist erst neun und verbrachte nach seiner Ankunft in Mindo ungefähr drei Wochen auf der Straße. Er lebte davon, sich bei irgendwelchen Leuten zum Essen einzuladen. Dann brach er in der örtlichen Bäckerei ein, auf der Suche nach Eßbarem. Meike und Malte versuchen seitdem, Pedro dazu zu animieren, zum Essen ins Salem-Haus zu kommen. Das erscheint als ein Angebot, das Pedro unmöglich ausschlagen kann – die Umsetzung ist jedoch nicht leicht. Ihn zu einer gewissen Regelmäßigkeit zu führen, zu den Mahlzeiten zu erscheinen, ist bisher nicht gelungen. Doch genau das Essen ist die beste, nahezu einzige Möglichkeit, einen Anknüpfungspunkt zu den Kindern zu finden. Alle Kinder waren anfänglich völlig verschlossen, als sie ins Projekt kamen. Vor einigen Jahren noch kletterten die Kinder auf die Bäume, sobald eine fremde Person das Gelände betrat.

Es ist Mittag. Ich nehme mir etwas Reis, Salat und Bohnen. Der Geschmack ist gewöhnungsbedürftig, etwas säuerlich und süßlich, wenig Würze. Im Küchenbereich steht ein großer Wasserkanister mit Trinkwasser. Das Leitungswasser ist ungereinigtes Flußwasser und enthält Bakterien und andere Krankheitserreger. Viele der Kinder trinken es dennoch immer wieder, Meike und Malte müssen sie beständig daran erinnern, das nicht zu tun. Bei ärztlichen Untersuchungen werden bei fast allen Kindern immer wieder Infektionen festgestellt. Dieses Jahr benötigt nur ein einziges Mädchen keine medikamentöse Behandlung. Die medizinische Versorgung in Ecuador, der Bezug und die Kosten für Medikamente sind ein Thema für sich.

Rückt die Zeit des Mittagessens oder Abendbrots heran, drücken sich die Kinder vor der Essensveranda herum. ertönt der Ruf »A comer!« (Zum Essen!), stürmen alle Kinder herbei und zur Essensausgabe. Obwohl einige bereits seit mehreren Jahren regelmäßige Mahlzeiten bei Salem erhalten, häufen sie sich große Berge auf den Teller, viele verschlingen ihr Essen, als

seien sie nahe dem Verhungern. Oft nehmen sie sich nur Reis, Meike muß ihnen immer wieder gut zureden, auch Gemüse und Salat zu probieren. Reis und Kochbananen bilden die Grundnahrungsmittel der Ecuadorianer, zu jeder Mahlzeit essen sie Reis. Dazu Huhn, wer es sich leisten kann. Obwohl Ecuador vielfältig und reich an Agrarprodukten ist, ist die Ernährung der meisten Ecuadorianer einseitig und nicht gesundheitsförderlich.

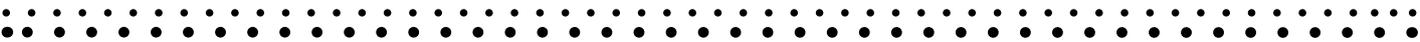
Es wäre schön, wenn Pedro wenigstens mittags und abends zum Essen kommen würde. »Wann ist Mittag?« fragt er immer wieder. Ist er da, rennt er mittlerweile seltener davon, wenn er etwas angestellt hat. Ein beachtlicher Fortschritt. Seitdem er das erste Mal zu Salem kam, sind nahezu vier Monate vergangen. Pedro kam heute Mittag nicht zum Essen. Am Abend auch nicht.



Foto: Marion Mayer



Foto: Marion Mayer





Carla, greif ein! Carla del Ponte ist die ehemalige Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Das hEft würdigt in dieser Kolumne das Lebenswerk der Mutter Courage des Großkapitals, indem es auf eklatante Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt aufmerksam macht.

bitte ruhe bewahren!

Von Carla Alexandra Platz

Leserbriefe sind toll! Leserbriefe sind was fürs Herz. Immer! Sie können sowohl Applaus als auch Buh-Ruf oder beides in einem sein. Carla hat ihren ersten Leserbrief bekommen! Vom Grundtenor her ist es eher ein Buh-Ruf! Egal, Carla freut sich trotzdem und ich freue mich mit ihr! Wir werden wahrgenommen. Denn nichts anderes heißt das. Und wir denken darüber nach, Carla und ich. Zumindest würde ich mir wünschen, daß auch Carla darüber nachdenkt. Wir lieben unser Publikum und nehmen es ernst.

Was stand drin? Nun, ich solle doch auch mal über schöne Dinge schreiben und mich nicht immer so künstlich aufregen, über Sachen, die sich sowieso nicht ändern lassen. Ein guter Hinweis, aber das wird schwer. Ganz ehrlich, ich weiß eigentlich nie, wo ich anfangen soll, mich aufzuregen. Schon morgens im Bett denke ich darüber nach. Ich konzentriere mich, ich höre ganz gespannt. Vielleicht knallt ein Nachbar die Türen, vielleicht schmeißt er den Rasenmäher an, um 7 Uhr früh? Schwupps, das wäre die Gelegenheit, schon schwillt mir der Kamm. Gleichwohl, ich rege mich nicht gerne auf. Überhaupt nicht, ich schwöre es. Zudem ist so ein dauerhafter Erregungszustand nicht gut fürs Herz, also eher kontraproduktiv. Aber was soll ich machen? Gut, mal sehen, ich kann es ja mal versuchen.

Wie wäre es mit Spargel? Besser nicht, Spargelzeit ist vorbei. Hatten wir auch schon mal. Geändert hat sich auch nichts, im Vergleich zum letzten Jahr. Aber eines muß ich loswerden: Glückwunsch an all jene, die keinen Stellungsbefehl nach Kutzleben oder Herbsleben bekommen haben. Nächstes Thema: Leben und sterben in Hartz-IV vielleicht? Ach nö, das interessiert doch nicht. Die Menschenwürde und die Gefühlswelt eines Hartz-IV-Empfängers haben gesellschaftlich keine Relevanz. Noch nicht. Verdammst, ich soll mich nicht ständig wiederholen. Darf ich fluchen? Ja, davon stand nichts in dem Brief. Ok., was anderes: Armut ist weiblich, sprich, Frauen verdienen in der Regel weniger als Männer. Und Deutschland ist da einsame Spitze. Der

Bildungsbürger ist empört und wundert sich. Die Politik muß es richten! Aua, das tut mir wirklich weh! Und überhaupt, Moment, das ist doch schon wieder so negativ. Der Trend geht doch nach oben. Wir haben mehr Frauen »IN ARBEIT«. Bravo! Ich zucke mit den Achseln. Ich rege mich nicht auf.

Was soll ich machen? Ich könnte aussteigen. Ich könnte Biobauer werden, um mich zu entspannen. Freilich, nur für den eigenen Bedarf. Ich könnte Biobohnen, Biokartoffeln und Bioäpfel anbauen. Ich könnte Bioschweine züchten und von Biotellern mit Biobesteck Biobratwürste essen. Und im Garten, da würde ich eine Grube ausheben, in die ich meine Notdurft verrichte, und mir hinterher, ganz Bio, den Arsch mit Rhabarberblättern abwischen. Allein, das kann ich nicht. Subsistenzwirtschaft ist großer Mist. Immer. Und wer sich heutzutage freiwillig da hinein begibt und das dann auch noch als höchste Form des Glücks oder den Inbegriff von Freiheit empfindet, der sollte über einen Besuch beim Therapeuten nachdenken. Und zwar ganz schnell. Ok., just my 2 cents. Aber nein danke, da saufe ich lieber Sekt. Ha, ich könnte mich schon wieder aufregen.

In Erfurt wird sich auch erregt. Im zwischenmenschlichen Bereich, so hoffe ich, und über Fahrräder. Am Bahnhof. Mal wieder. Da gehen frisch gepflanzte Bäumchen kaputt. Mal wieder. Böse Fahrräder, rücksichtslose Fahrradfahrer! Wie ärgerlich, Fahrräder haben keine Nummernschilder. Das kommt noch. Hoffentlich, und dann wird denen mal die Rechnung präsentiert. Das ist doch kein Zustand, heißt es einzeln aus dem Stadtrat. Im wesentlichen aber widerspricht das wohl der kleinbürgerlichen Ästhetik. Daß es zwischen all dem einen Zusammenhang gibt, darüber schweige ich mich besser aus. Im übrigen: Meine Orchidee verliert ihre Blüten. Die waren so schön weiß und haben keine zwei Wochen gehalten. Blöde Hitze. Da könnte ich mich jetzt echt drüber aufregen. In diesem Sinne: Carla, greif ein!

ob im bett oder am tisch das hEFt druck frisch

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 001

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

Ventil e.V. präsentiert:

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

den „Bürstenkongress“ vom 25. bis 28.09.2008

Erfurt feiert ein Jubiläum. Genau 200 Jahre ist es nun her, dass sich in Erfurt die bedeutendsten Bürstenmacher Europas trafen, um im Beisein vieler einheimischer Bürsten und Bürstinnen haarstrebende Entscheidungen zu treffen. Grund genug zum Feiern! Ventil e. V. organisiert in Zusammenarbeit mit den Frisören von „Schweini“ und „Pau!“ ein buntes **Programm** für die ganze Familie:

- **Großer historischer BürstInnenumzug** unter dem Motto: „Auf dem Kopfe Bürstenschnitt - an den Füßen IGE LITT“
- **Wahl der „Miss Bürste 2008“**
- **Rekordversuch für das Guinness Buch:**
„Wir braten das kleinste Grillbürstchen der Welt“
- **Party bis in den Morgen** unter dem Motto: „Heut wird gebürscht!“



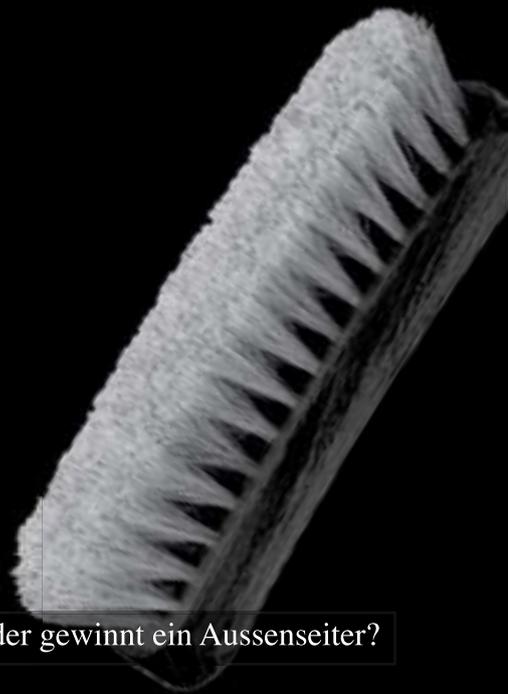
Gewinner der „Goldenen Bürste“ 2007:
Bürsti Schweinsteiger

200 Jahre **Erfurter**

Bürstenkongress

wir sagen

„HAPPY BÜRSTDAY“!



3 Favoriten bei der Wahl zur beliebtesten Bürste. Wer macht das Rennen? Oder gewinnt ein Aussenseiter?

fördern und fordern.

Von Thomas von Aspirin

Das Leben eines ALG-II-Empfängers ist von seinem Wesen her ambivalent. Die Dichotomie – optimal und suboptimal – beschreibt geflissentliche Kreise.

Sofern es optimal läuft, plätschert das Leben eines ALG-II-Empfängers in ruhigen Bahnen vor sich hin. Insbesondere gelangt dies zur Geltung, wenn er es versteht, den *homo-sovieticus* in sich zu mobilisieren. Also die Kunst der vermeintlichen Kooperations- und Kompromißbereitschaft gegenüber den Dienern und Herren der staatlichen Bürokratiemaschinerie auf einem hohen Niveau praktiziert und im stillen denkt: Fuck you all! Sprich, insgeheim alles ins Gegenteil verkehrt. Ein bißchen privatwirtschaftliche Eigeninitiative hier, ein bißchen Rumgemoschle dort. Gefühle keuscher Scham oder falscher Pietät sollte man an dieser Stelle schleunigst hinter sich lassen. Erstens reiben sich diese ohnehin wie von selbst am täglichen Harnisch der bürokratischen Wirklichkeit ab, und zweitens muß ja das gestörte Gleichgewicht irgendwie kompensiert werden.

Daß es dabei nicht ausschließlich um monetäre Werte geht, liegt auf der Hand. Auch anthropologische und philanthropische Aspekte bedürfen einer Kompensation. Denn gesetzlich verankerte Angriffe auf die Selbstachtung, das Selbstwertgefühl, kurz, auf die Würde des Menschen durch Hartz IV, muß jeder einzelne auf seine Art und Weise zu nivellieren verstehen. Kurzum, ein ALG-II-Empfänger muß im wahrsten Sinne des Wortes zu seiner eigenen »Ich-AG« werden, sonst verliert er den Anschluß im Rennen um ein akzeptables Leben.

Ungeachtet aller Tatsachen, sollte man jedoch am Anfang nicht allzu hart mit sich selbst ins Gericht gehen, wenn es zäh anläuft, das richtige Fingerspitzengefühl für gewisse Prozesse im Umgang mit der Hartz-IV-Situation zu entwickeln. Aller Anfang ist schwer. Man wächst relativ zeitnah in seine Rolle hinein. Als ich mich anno dazumal als ALG-II-Empfänger beworben hatte und die Stelle mit einigen Auflagen auch zugesprochen bekam, wußte ich nicht, was mich erwartete. Denn *ALG-II-Empfänger* ist ein 25-Stundenjob. Da wäre zum einen das Haushalten mit den paar Kröten, die keine Eruptionen verkraften. Zum Glück leide ich an einer Anthropophobie, so daß ich mich kultureller und geselliger Veranstaltungen und Unternehmungen erst gar nicht entwöhnen mußte.

Zum anderen trägt die fortwährende Aura neurotischer Hartz-IV-Wertevermittlung zu einem Wulst an psychischem und daraus resultierenden physischem Streß

bei, den man mit ins Bett bzw. in die Kneipe hineinträgt und dort für Miesepetrigkeit sorgt. Das drückt die soziale Stimmung und impliziert eine schlechte Verdauung. Aber wie das Leben so spielt, man nimmt die psychosomatische Dauerbelastung irgendwann als solche gar nicht mehr wahr, was nicht heißt, daß sie verschwunden wäre. Das ist wie mit den Autos auf der Schnellstraße direkt vor dem Neubaublock. Man hört die Autos irgendwann nicht mehr. Warum? Weil ein Vergleichszustand fehlt. Eine schädliche Permanentsituation wird somit vom Gehirn zum Normalzustand deklariert.

Aber, wie im wahren Leben sind es die kleinen Dinge, die in ihrer Akkumulation das Gesamtbild prägen. Immer wieder geriet ich in der Anfangszeit in paranoide Grenzsituationen, die mich stützen ließen: Bewege ich mich noch im gesetzlichen Rahmen des SGB II? Wie ängstlich war ich doch am Anfang meiner »Hartz-Karriere«. Ein angsterfüllter Wurm, der hinter allem und jedem ein konspiratives Schalten und Walten der ARGE witterte. Das begann mit dem täglichen Hundespaziergang. Erfurt ist nicht Ulan Bator. Nach 2 Stunden des Geradeausgehens stellte sich mir stets die Frage, ob ich mich eigentlich noch in Erfurt befinde oder die Stadt vielleicht schon unangemeldet verlassen habe. Sollte ich sicherheitshalber vor jedem längeren Hundespaziergang einen Tag Urlaub beantragen? Oder wenn ich meinem gebeutelten Ego in einer der angrenzenden Kiesgruben Abkühlung verschaffen wollte, wurde parallel dann bereits der Leistungskürzungsbescheid gedruckt, aufgrund eines verfänglichen Satellitenfotos? Artikel 2 und 11 des Grundgesetzes, wo wart ihr in diesen schweren Stunden der Zerrissenheit. Duckmäuse!

Und wie erschrocken war ich über den rüden Wortlaut meines ersten Leistungszurückforderungsbescheids. Ich habe mich wie der kompromittierte Peter Hartz persönlich gefühlt. Meine Freundin war bei mir eingezogen, alles war ordnungsgemäß angemeldet. Mietanteil mußte zurückgezahlt werden. Alles kein Problem. Nach Auffassung der ARGE war ich *schuldig*. Ich habe einen 2 Seiten langen Brief an die ARGE geschrieben, um mich zu rehabilitieren und um einen vernünftigen Ton zu erbitten, abseits von Schulddoktrinarismus und Drohgebärden. Perlen vor die Säue: Ach, ich solle die Wortwahl nicht so ernst nehmen, das sei ein Standardbrief und ganz normal, bekam ich vor Ort

zur Antwort. Aha. Man gewöhnt sich auch daran. Alles halb so schlimm. Aber als meine Sachbearbeiterin mir dazu noch in einem Moment aggressiver Eintracht an den Kopf warf, daß ich mich doch nicht zu beschweren bräuchte, ich solle doch froh sein, daß Vater Staat alles für mich bezahle, mußte ich ihr dann doch ins Gesicht lachen. Natürlich bin ich essentiell froh darüber, daß so was wie soziale Absicherung existiert, aber ich bin doch bitteschön kein kontextloser Bittsteller, der um außerordentliche persönliche Zuwendungen bettelt.

Wenn die Bundesrepublik Deutschland im Staatsvertrag vom 18. Mai 1990 die soziale Marktwirtschaft als wirtschaftliches und gesellschaftliches System ausgibt, dann nehme ich lediglich den gesetzlichen Rahmen des Sozialen dieser Marktwirtschaft in Anspruch. Wenn der Staat nicht dazu bereit ist, dann muß er es lassen, aber dann soll er sich bitteschön keinen sozialen Anstrich geben. Daß die Arbeitslosigkeit am Kapitalismus klebt, ist normal, kohärent und gehört zum Wesen des Systems. Die Tendenz, daß man den Arbeitslosen nicht mehr als Opfer, sondern vielmehr als Parasiten des Systems begreift und bekämpft, hat jedoch eine neue Qualität erreicht. Aber zumindest profitiert der gegängelte ALG-II-Empfänger seit der Zusammenführung von Sozialhilfe und Arbeitslosengeld II von der allseits gepriesenen Transparenz und Bürgernähe der Bundesagentur für Arbeit. So kann ich fast den ganzen Tag telefonisch mit Mitarbeitern der ARGE reden. Lösungsansätze sollte man aus dieser Richtung allerdings nicht erwarten. Wie auch? Denn man spricht mit einem Callcenteragenten, der wer weiß wo sitzt, der keinen Plan von deinem Fall hat und dir maximal einen Termin vor Ort buchen kann. Daß dieses Verfahren dem Arbeitslosen noch Geld kostet, da die Hotline kostenpflichtig ist, sei nur am Rande erwähnt. Persönlicher Kontakt und eine schnelle Problemlösung ist nicht angedacht. Aber auch daran gewöhnt man sich.

Abgesehen von den erwähnten Nicklichkeiten könnte das Leben als Hartzler so schön sein, wenn das Amt nicht allzeit dagegen regulieren würde. Und hier präsentiert sich der suboptimale Teil der Situation. Es ist keine Seltenheit, daß zu Stoßzeiten ein Kontingent von 4–5 Briefen pro Tag von der ARGE zugestellt wird. Daß da erfahrungsgemäß nichts Gutes bei rumkommt, liegt natürlich in der Natur der Sache. Eine Agentur, die sich durch das Wort »Arbeit« eingehender definiert, kann allein aus ihrer Essenz heraus nichts anderes als nervig sein. Weil, gönnt man sich selber einmal das Vergnügen und bemüht das ein oder andere Synonym für das Wort »Arbeit«, so entspringen so wunderbare Konstellationen wie: Agentur für Plage, Agentur für Strapazen, Agentur für Mühsal oder Agentur für Schwierigkeiten.

Und in der Tat, Schwierigkeiten beginnen tendenziell immer öfter mit dem Öffnen von postalischen

Zustellungen der ARGE. In der Regel ist dies dem Verkünden monetärer und persönlicher Repressionen geschuldet, die darauf abzielen, Konto und Inhaber des selbigen aus dem Gleichgewicht zu bringen und ihn auf Teufel komm raus in den Niedriglohnsektor zu treiben, wo er dann vor sich hin schimmeln kann. Drohungen, Erpressung, Sanktionierungen, Reglementierungen, dubiose Geschäftemacherei, all das läßt sich an, wie der Arbeitsalltag eines umbrischen Kleinstadtmafioso. Aber dem entspricht nur die halbe Wahrheit. Denn all dies umschließt ebenfalls das Kompetenzprofil eines Sachbearbeiters der ARGE und seinen despektierlichen Umgang mit der Menschenwürde.

Ja, trotz all dieser Weisheiten oder gerade deswegen gestaltet sich das Öffnen von Briefen der ARGE stets zum buchstäblichen Martyrium. Letztens war es dann wieder mal soweit. Ein Schreiben der ARGE offenbarte mir, daß mein Humankapital veräußert werden sollte und meine wertvolle Arbeitskraft in Kutzleben bereits sehnsüchtig erwartet werde. Kutzleben, das klang irgendwie nach Kunst, Kultur, großen Ideen. Endlich mal ein Angebot, das zu meinem kulturwissenschaftlichen Studium passen könnte. Diese freudige Assoziationskette hielt der Realität jedoch längerfristig nicht stand, denn zwei Zeilen tiefer brannte sich mir das Wort *Spargelerntehelfer* ins Gehirn. Mein in sich ruhender Gedankenapparat kam in Wallung. Scheiße, dachte ich, was nun? *Periculum in mora*. Aus soteriologischer Perspektive kam mir blitzartig meine längst vergessen gewähnte Skoliose in den Sinn. Postwendend bekam ich unsägliche Rückenschmerzen. Immer dasselbe: Beschäftigungszwang statt berufsspezifischer Förderung. Rekrutierungsanstalt ARGE. Habe ich mich denn nicht schon dank einer irrwitzig sinnlosen, sechsmonatigen »Weiterbildungsmaßnahme« um meinen Hartz-IV-Ablaßbrief verdient gemacht, ja habe ich ihn mir den nicht redlich erkämpft und erlitten? Und nun das. Im Bürokratendeutsch haben wir es hier mit der *neuen Zumutbarkeit* zu tun. *Sperrfristen* agieren als Druckmittel. Und mal abgesehen davon: ich esse überhaupt keinen Spargel. Dieses Gemüse war mir schon immer zu dekadent. Ich schaute noch mal kurz ins Grundgesetz, Artikel 12: »(2) Niemand darf zu einer bestimmten Arbeit gezwungen werden, außer im Rahmen einer herkömmlichen allgemeinen, für alle gleichen öffentlichen Dienstleistungspflicht. (3) Zwangsarbeit ist nur bei einer gerichtlich angeordneten Freiheitsentziehung zulässig.« Ah, ja. Ich pfiff das Heft in die Ecke. Wo war doch gleich die Elfenbeinschatulle, in der ich meine kostbarsten Dokumente verwahrte: eine wohl sortierte Sammlung ärztlicher Gutachten. Und getreu der Maxime: haste keins, machste eins! sollte man sich auch von solchen Hinterhältigkeiten nicht den Spaß am Leben versauen lassen und schon gar nicht von der ARGE.



kleines abc der traumdeutung.

Von Christian Kujat

Träume sind ein Phänomen, das den Menschen zeit seiner Existenz beschäftigt. »Was sind das für seltsame bewegte Bilder in meinem Kopf?« fragten sich ängstlich die Urmenschen, die bedauernswerterweise mit den Formaten Kino und Fernsehen noch nicht bekannt waren, und verzichteten daraufhin vorsichtshalber ein paar Tage lang auf ihre übliche Ration Pot. Heutzutage geht der moderne, selbstbewußte Konsument in der Regel viel souveräner mit dem Medium »Traum« um. Schlafforscher berichten von Szenenapplaus, Buchen und Popcornverzehr während der Traumphasen; versierte Träumer können mittels einer hölzernen Fernbedienungsattrappe sogar während der Werbung umschalten.

Auch bei der Analyse von Träumen wurden entscheidende Fortschritte erzielt. Bereits in der Antike wurden diese Visionen des Unter-, Un- und Nicht-die-Spur-Bewußten auf in Frage kommende Bedeutungen untersucht, und Traumdeuter war bald ein Beruf, der es mit dem sozialen Status eines Müllmanns in etwa aufnehmen konnte, wozu man anmerken muß, daß Müllmann einer der angesehensten Berufe im vorchristlichen Griechenland war, nur noch übertroffen von Tyrann und Konditor.

Nachdem Aristoteles geträumt hatte, er würde von einer Horde fünf Meter großer Küken nackt durch die Straßen Athens gejagt, empfahl ihm sein guter Freund, der Traumdeuter Protokrates, mit dem Verzehr von Eierspeisen etwas kürzer zu treten, woraufhin sich Aristoteles' Cholesterinspiegel entscheidend senkte und er sich »irgendwie gesünder, vitaler« (Nikomachische Ethik, S.137) fühlte. Dies gilt als der erste überlieferte Fall einer gelungenen Traumdeutung und wies zugleich auf ihre noch ungeahnten therapeutischen Möglichkeiten hin. Protokrates wurde in folgedessen berühmt und konnte eine eigene Praxis eröffnen, wurde allerdings später von Alexander dem Großen des Landes verwiesen, weil er, als dieser ihm an einem Dienstagvormittag von einem Traum erzählte, in dem er in Frauenkleidern mit dem persischen Kriegsminister Mau-Mau spielte, anfang zu lachen. Er starb verarmt im Exil, doch sein Wirken und seine Leitsätze blieben jahrhundertlang Grundlage jeglicher Beschäftigung mit Träumen.

Im Mittelalter erlebt die junge Wissenschaft einen herben Rückschlag. Die Traumdeutung, ja sogar das

Träumen an sich wurden als Teufelszeug verdammt und verfolgt. Wer nach qualvoller Folter in den finsternen Kerkern der Inquisition zugab, schon einmal geträumt zu haben, dessen Todesurteil war praktisch unterzeichnet. Besonders schlimm erwischte es diejenigen, die auf frischer Tat ertappt wurden: Sie wurden gezwungen, das von Papst Gregor XI persönlich nach dem Rezept seiner Mutter zubereitete Gulasch mit böhmischen Knödeln zu verspeisen, was noch niemand überlebt hatte. Was für eine grausame, kulturlose Zeit!

Um die moderne Traumauslegung hat sich besonders Sigmund Freud mit seinem Werk »Madame Felice und ihre lüsternen Schwestern. Erotischer Roman mit einem Anhang über Traumdeutung« verdient gemacht. Hier stellte er fest, daß Träume ein einzigartiges, unverfälschtes Abbild unserer Seelenlandschaft darbieten, das man nur noch zu feinem Granulat zerreiben muß, um uns dieses anschließend als heißes, wohlbekömmliches Aufgußgetränk aufbereitet erneut zuzuführen (bildlich gesprochen). Manche Experten behaupten zwar, daß der weltbekannte Wiener Professor eindeutig ein Freudianer gewesen sei, womöglich sogar einer der ersten (ein Terminus, der mittlerweile fast zum Schimpfwort verkommen ist), andere sind da jedoch entschieden divergierender Ansicht. Sei's drum, diese Dispute in Fachkreisen schmälern das Gewicht seiner Forschungsergebnisse keinesfalls; es sind zweifellos 12,79 kg nach Abzug von zehn Prozent Mehrwertsteuer. Selbst Freuds erbittertster Widersacher, Dr. Octopus, wagte dies nicht zu bestreiten.

Die Symbolik vieler Träume ist, so Freud, recht simpel zu entschlüsseln, das gilt im besonderen für Träume mit Tieren. So steht ein Pferd für den Penis, ein Mantelrochen für die Vagina und ein Rabe für einen Napfkuchen. Wenn indessen alle drei gleichzeitig in einem Traum auftreten, suchen Sie bitte umgehend einen Psychoanalytiker auf.

Einige diffizilere Fälle, auch aus jüngerer und jüngster Zeit, sollen im folgenden wiedergegeben werden.

Professor H.D. aus W. (53) träumte während seines täglichen Mittagschlafes, daß er als Gastredner auf ein Symposium über die Bedeutung der Kanzleisprachen im Frühneuhochdeutschen eingeladen war. Kurz be-

vor er zu seinem Referat anhub, fiel ihm nicht nur auf, daß er als Mathematiker davon keinen Schimmer hatte, sondern daß das Auditorium aus kettenrauchenden Nutrias bestand, die nichts sagen konnten außer: »Was? Was?« Also gab er lediglich vor, den Vortrag zu halten, während er der Einfachheit halber mehrere Male den Prospekt seines Hotels vorlas, erntete anschließend frenetischen Applaus der Nutrias, kassierte ebenso das nicht unbeträchtliche Honorar, bestehend aus fünf Tüten Wäscheklammern und einer kleinen Dose Holzlasur, und fuhr, freudig erregt über die gelungene Hochstapelei, von dannen. Plötzlich geriet er in einen Stau, und die Dose Holzlasur verwandelte sich in eine überdimensionale Vagina und biß ihm den Kopf ab.

Erklärung: In diesem Traum zeichnet sich ganz klar das Bild eines Mannes, der seine genitale Phase nie überwunden hat. Die Vagina symbolisiert hier eindeutig den Penis. Derart enthauptet, entseelt von der eigenen unterdrückten Sexualität bleibt dem Probanden nichts anderes übrig, als harmlose Pelztierchen anzuscheißen.

Die Gastronomin M.T. aus S. (32) gab zu Protokoll, zu tiefst von einem Traum verunsichert worden zu sein, in dem sie ein Kirschbaum war, der allerdings stets nur Birnen trug, da ihr diese besser standen. Eines Tages kam ihr erheblich jüngerer Lieblingscousin Sven zu Besuch und fällte sie mit einigen kräftigen Axthieben, dabei, begleitet vom Philharmonischen Staatsorchester Husum, laut »Hoch auf dem gelben Wagen« singend. Dies sei um so verwunderlicher, da sie gar keinen Cousin habe, lediglich ein Meerschweinchen, und das heißt Otto von Bismarck.

Erklärung: Der junge Mann steht, wie niemand mit einem Quentchen Ahnung von der Materie bestreiten wird, für einen alten Mann, der alte Mann natürlich für den Vater und das Husumer Orchester für ein verfehltes Leben. Dieser Traum ist ein dezenter Hinweis darauf, doch möglicherweise in nächster Zukunft einen anderen Beruf auszuprobieren, zum Beispiel den eines Obsthändlers (Birnen und Kirschen), und mit dem werten Herrn Papa wieder einmal einen Kaffee trinken zu gehen, jedoch nur, wenn er bezahlt.

Man sehe und staune, welche überraschend praktische Schlußfolgerungen zu erlangen sind!

Fuhrunternehmer A.E. aus M. (47) hingegen träumte wiederholt davon, in einen Kaktus verliebt zu sein und mit diesem zusammenzuleben. Der Kaktus war zwar nicht so gut im Bett, machte dafür aber ein passables Frühstück, und E. war sehr glücklich mit dem Stachelgewächs, bis dieses ihm während der Flitterwochen in Reykjavik gestand, nur eine verzauberte Schreibmaschine zu sein und mit dem Husumer Philharmonischen Staatsorchester fremdzugehen. Schwer enttäuscht ließ sich E. scheiden und zog vor lauter Verzweiflung ein Stockwerk tiefer.

Erklärung: Mit der Beziehung des Patienten zu Frauen und/oder Sukkulente(n) scheint irgendetwas nicht zu stimmen. Vermutlich geht diese Störung zurück auf einen verdrängten Vorfall in der Kindheit (Reykjavik).

Diagnose für den Kaktus: Vollmeise. Er wurde in eine geschlossene Anstalt überführt und ist dort bis heute in Behandlung. Mittlerweile geht es ihm aber entschieden besser.



reise in ein land, das 2007 noch keins war

Der Krieg auf dem Balkan in den 1990er Jahren ist vorbei. Es heißt, die Region sei befriedet – und diejenigen, die ins Exil gegangen waren, kehren zurück. Aber wohin? Unter welchen Umständen? Wie sieht das Leben im Kosovo acht, neun Jahre nach Kriegsende aus?

Ein Bericht einer Recherche-Reise in das Kosovo im Sommer 2007. Von Andreas Kotter

In das Bewußtsein vieler Deutscher ist das Kosovo wahrscheinlich wieder im Februar 2008 gelangt, als es zur einseitigen Unabhängigkeitserklärung kam. Um politische Fragen geht es hier weniger, sondern um die Situation der ehemaligen Flüchtlinge bei ihrer Rückkehr. Schließlich befinden sich in Deutschland noch ca. 35.000 Personen, die während des Krieges aus dem Kosovo flohen. Sie sind dem Gesetz nach verpflichtet, nach Stabilisierung der Lage nach Kriegsende zurückzukehren. Der Krieg ist formal zu Ende. Die Möglichkeit zur freiwilligen Rückkehr besteht seit 1999. Jetzt fordern die deutschen Behörden immer eindringlicher zur Rückkehr auf.

Circa zwei Millionen Menschen leben im Kosovo, die Hälfte davon ist jünger als 26 Jahre. Die Frustration der jungen Menschen über kaum vorhandene Perspektiven wächst täglich. Bei einer geschätzten Arbeitslosenquote zwischen vierzig und siebzig Prozent gibt es für die Menschen kaum Möglichkeiten zum Vorwärtkommen. Der Tag besteht aus: Warten. Warten, daß etwas passiert, daß jemand mit Kaffee trinkt, daß der regelmäßig wiederkehrende Strom- oder Wasserausfall vorbei ist, daß ...

Die Familie steht über allem und ist charakteristisch für das Kosovo – und stellt in einigen Fällen strenge Regeln und Gebote auf. Das Recht des Patriarchats hat sich über Jahrhunderte gehalten. Wenn es denn mal Arbeit gibt, dann wird diese meist an Männer aus der eigenen Verwandtschaft vermittelt. Der große Familienverbund führt aber auch zu Problemen. Pro Familie gibt es durchschnittlich drei Kinder, die alle versorgt werden wollen. Der Armutsanteil der Bevölkerung ist hoch, wenn auch in einem anderen Verständnis gelebt als in Deutschland. In jeder Familie gibt es mindestens ein Familienmitglied, das in Deutschland oder der Schweiz lebt und arbeitet und von dort Geld nach Hause transferiert. Von diesem Geld werden die unzähligen Häuser, die nach Kriegsende eilig begonnen wurden, weitergebaut – oder es werden neue Häuser für die

Kinder gebaut. Es ist unüblich, sich für derartige Vorhaben Kredite bei Banken zu holen. Das Kreditwesen funktioniert durch den eigenen Verwandtenkreis. Was passiert, wenn Geldleihen nicht zurückgezahlt werden, darüber läßt sich nur spekulieren.

In den ersten Jahren nach dem Krieg gab es noch genug Jobmöglichkeiten, beispielsweise als Dolmetscher bei ausländischen Organisationen oder bei der KFOR (der internationalen Armee, die den Frieden dort sichern soll). Ein Sprachmittler bei der KFOR kann mit seinem Verdienst mitunter eine Großfamilie von mehr als zwanzig Personen versorgen. Doch von derartigen Jobs gibt es immer weniger. Und solange noch nicht geklärt ist, wem der Boden gehört, siedeln sich auch keine ausländischen Firmen an und investieren.

An ein Miteinander der verschiedenen Volksgruppen ist nicht zu denken. Die Kosovo-Albaner stellen mit knapp 88 Prozent Bevölkerungsanteil nahezu überall die Mehrheit. Es gibt noch einige serbische Enklaven, die im Gegensatz zu den großen Roma-Siedlungen bis vor einigen Jahren besonders geschützt wurden. Diskriminierungen und Ausgrenzungen von Minderheiten gehören zum Alltag. Auf den Wegweisern, die meist sowohl in albanisch als auch in serbisch beschriftet sind, ist eine der zwei Sprachen unkenntlich gemacht. Übergriffe wie im März 2004, als unzählige serbische Klöster, Kirchen und Gebäude in einem pogromartigen Aufmarsch angezündet wurden, können sich jederzeit wiederholen. Die meisten Serben flüchteten aus diesen Ortschaften, die abgebrannten Häuser zeugen noch von den Ereignissen. Es braucht auch für die nächsten Jahre die Anwesenheit von KFOR-Soldaten.

Wie stellt sich nun die Situation für die Rückkehrer dar? Dabei beziehe ich mich auf Lebensumstände von Personen im Süden des Kosovo im Bereich Prizren. Dort sind die meisten der deutschen Soldaten stationiert. Die KFOR-Soldaten, denen Rückkehrer bei ihren täglichen Kontrollfahrten begegnen, sind meist die ersten, an die sich Rückkehrer wenden. Die deutschen Solda-

ten genießen ein sehr hohes Ansehen, ihnen wird meist mehr Vertrauen geschenkt als den lokalen Autoritäten.

In den wenigsten Fällen ist genug Zeit, die potentiellen Rückkehrer in Deutschland gut genug vorzubereiten. Die Personen, die wirklich wieder in ihre Heimat zurück wollten, haben dies in den ersten Jahren nach Kriegsende getan. Sie haben genau verfolgt, was sich zu Hause tut und wie sie dort beim Wiederaufbau mithelfen können. Damals waren die Anstrengungen für eine geordnete und hoffnungsvolle Rückkehr auch deutlich größer. In den Fällen der »freiwilligen« Rückkehr wird der Flug und der Transport von Eigentum bezahlt – noch.

Wie ein erfolgreicher Neubeginn aussehen könnte, bleibt ungeklärt und wurde auch bei den intensiven Nachkriegsverhandlungen zu wenig erörtert. Eine fünfköpfige Familie, die 1999 aus dem Kosovo geflohen war und sich in einer Stadt in Baden-Württemberg sieben Jahre lang aufhielt, ist ein exemplarischer Fall. Der fünfte Abschiebeversuch im Sommer 2006 wurde zwar wieder nicht vollzogen, aber für die Familie war klar, daß ihnen nun die Rückkehr in das Kosovo bevorsteht. Selbst der Anwalt hatte ihnen erklärt, wie sicher die Lage doch im Kosovo sei und daß sie dorthin zurückkehren könnten. Sie meldeten der Ausländerbehörde, daß sie freiwillig zurückkehren wollen. Diese Aussage führte dazu, daß sie nun vierzehn Tage Zeit hatten, ihre Rückkehr zu organisieren – im Falle einer Abschiebung erfolgt die Rückkehr über Nacht.

Als sie im Spätsommer 2006 auf dem Flughafen in Pristina ankommen, haben sie weder eine Ahnung, wo sie nun leben sollen, noch, wie sie überhaupt vom Flughafen wegkommen. Das Taxi nach Prizren muß der Vater selbst zahlen. Zunächst kommen sie bei Verwandten unter. Zwar haben sie einige ihrer Habseligkeiten aus Deutschland mitnehmen können, aber für einen Neubeginn ist das viel zu wenig. Der Vater wendet sich an die Kollegen des Rückkehrzentrums in Prizren. Nach einigen Beratungen und Schulungen wird ein Plan erstellt und eine Anschubfinanzierung bereitgestellt. Damit will der Vater in einem Bergdorf einen »Qebaptore«, (Imbiß, in dem Hackfleischröllchen gegrillt werden) eröffnen. Die Idee ist ganz gut, nur fehlt es an Kunden. Imbißläden dieser Art gibt es meist schon genug, dafür wenig kaufkräftige Menschen in dieser Bergregion. Außerdem wird er nicht akzeptiert, gilt er doch nach seiner Rückkehr aus Deutschland als Fremder. Den Kredit wird er wohl mangels Einnahmen nicht zurückzahlen können.

Für sie kommt erschwerend hinzu, daß sie der Minderheit der Goranen (serbische Muslime) angehören. Der 17jährige Sohn schildert, wie er diskriminiert und verfolgt wird, da er kein albanisch kann. Als die Familie 1999 flüchtete, war er noch ein Kind. Zur Schule gegangen ist er in Deutschland, dort sieht er auch seine einzige Perspektive. Die Lebensumstände machen allen Betroffenen schwer zu schaffen. Er kann es nicht verstehen, daß ihm in Deutschland erzählt wurde, wie sicher das Kosovo sei. »Ich dachte nach dem Aufwachen in den ersten Tagen im Kosovo jedes Mal, ich träume noch. So haben wir uns die Situation nicht vorgestellt«. Er hat Angst vor der Zukunft und dem, was im Kosovo noch kommen wird. Die Unabhängigkeit vermindert diese Sorgen nicht.

Keine 2000 Kilometer von Deutschland entfernt sind die Lebensumstände auch acht, neun Jahre nach dem Krieg katastrophal. Wenn nun noch mehr Menschen in dieses Gebiet geschickt werden und die Lebensbedingungen sich nicht ändern, könnte das Kosovo wieder in den Medien auftauchen – wieder als Ort für Unruhen, Vertreibungen und kriegsähnliche Zustände.

Andreas Kotter hielt sich im Sommer 2007 fünf Wochen für ein Praktikum im südkosovarischen Prizren auf, schrieb im Herbst 2007 seine Diplomarbeit an der FHE über »Rückkehrprogramme am Beispiel der ehemaligen Flüchtlinge aus dem Kosovo«, ist nun fertiger Dipl.SozPäd/SozArb. und hat nach drei Sommern im Balkan erst mal genug vom Wegfahren ...



Foto: Andreas Kotter

» Unsere Fotostrecke auf den folgenden Seiten: Kosovo 2007:

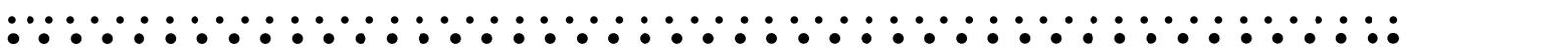




Foto: Andreas Kotter





Foto: Andreas Kotter





Foto: Andreas Kotter





Foto: Andreas Kotter



Foto: Andreas Kotter



ein bett ist kein tisch sondern ein tisch ist ein tisch.

Von Helga Breitenschädel

»Die meisten Sätze und Fragen, welche über philosophische Dinge geschrieben worden sind, sind nicht falsch, sondern unsinnig.« Wittgenstein

Kennt ihr die Geschichte *Ein Tisch ist ein Tisch* von Peter Bichsel? Ein alter Mann langweilt sich und benennt alle Gegenstände um. Alle Worte vertauscht er in der Hoffnung, daß nun alles anders wird. »Am Mann blieb der alte Fuß lange im Bild läuten, um neun stellte das Fotoalbum, der Fuß fror auf und blätterte sich aus dem Schrank, damit er nicht an die Morgen schaute.« Es verändert sich aber nichts. Der Mann findet das Ganze erst noch erheiternd, bis er völlig verstummt, weil ihn auch niemand mehr versteht. Da haben wir den Salat. Die Geschichte ist todtraurig, der Mann ist einsam, und er wird es bleiben.

»Die Form eines sprachlichen Zeichens beruht auf Übereinkunft und hat zum Begriffsinhalt keine natürliche Verbindung. Darin«, so würde der Oberlehrer sagen, »hast du dich getäuscht, alter Mann.« Aber den alten Mann interessiert das nicht mehr. Außerdem hat der Oberlehrer das Problem gar nicht erfaßt. Die Geschichte heißt *Ein Tisch ist ein Tisch*, das bedeutet nichts für Tische und nichts für den alten Mann. Die beiden sind so schrecklich unverbunden. Ich denke, er hätte den Tisch erst definieren müssen, bevor er ihm einen neuen Namen gibt. Beim Definieren lernt man sich besser kennen, als beim unsensiblen Benennen, welches sich dann mit Sprachlosigkeit rächt. Armer

alter Mann. Er hätte wenigstens seine Möbel zu Freunden gehabt. Er hätte sie verändert. Wir versuchen, aus seinen Fehlern zu lernen:

Mein Schlaftisch. Ich wünschte, er wäre ein Schreibtisch und ich hätte einen neuen Text von ihm.

Wenn ich »Tisch« sage, weiß jeder, was ich meine. Wenn ich »Tisch« definiere, dann natürlich nicht mehr. Es entsteht eine große Intimität zwischen demjenigen, der definiert und dem, was er definiert. Die Sprachgemeinschaft ist außen vor, es gibt nur noch den Tisch und mich.

Also, was ist ein Tisch? Ein Möbelstück, mit einer Fläche, auf die man was draufstellen kann. – Aha, eine Kommode! – Ein Ding, an dem man ißt. An dem man schreibt. – Eine Imbißbude. Ein Bett! – Wird der Teppich zum Tisch, wenn ich eine Schale Weintrauben draufstelle und diese an seiner Kante sitzend verzehre? Wenn ich einen Stuhl davor stelle? Dann braucht der Teppich aber Beine. Eine Kiste ist ein Tisch. Ein Tisch, der eine Kiste ist. –

Papperlapapp. Trotz des Versuches »Tisch« zu definieren, dürfte immer noch jeder wissen, was ein Tisch ist. Tische sind eine nicht näher bestimmbare Unterklasse aller Gegenstände, die Platz wegnehmen. Meist sind Tische selbst nur Zeichen, die auf Betten verweisen. Dies gilt für die meisten Schlaftische. Definieren ist auch wichtig, damit man keinen Unsinn redet.

Der sicherste Weg, Unsinn zu vermeiden ist es, sinnlose Dinge zu sagen, wie zum Beispiel »Ein Tisch

» **Ein Tisch** (v. griech.: *diskos* = flache Wurfscheibe) ist ein Möbelstück, welches sich durch eine zugängliche, meist ebene Fläche charakterisieren läßt. Die Ausführung von Tischen ist äußerst variabel, beispielsweise kann auch ein an der Wand angebrachtes waagerechtes Brett als Tisch dienen. Deshalb ist es schwierig, vom Aufbau eines Tisches eine Definition

ist ein Tisch«. Der Satz ist immer wahr und damit sinnlos. Er sagt allerdings über die Wirklichkeit aus, daß diese Wirklichkeit logisch ist.

Hier soll es überhaupt nicht um Wirklichkeit gehen, auch nicht um Logik. Mein Tisch wird in wenigen Momenten ein Schreibtisch. Verstehend nähere ich mich ihm. Er offenbart sich, weil ich ihn definieren möchte, und weil ich im Bett wunde Ellenbogen bekomme, und außerdem meine Gedanken dort auch nie den Weg aufs Papier finden. Da gibt mitfühlend das Ding seinen Namen mir preis, den es nun in sich trägt: Schreibtisch. Als der Tisch noch »Geh lieber ins Bett« hieß, war er vielleicht sogar schon ein Schreibtisch. Ein besonders schönes, hohes Exemplar. Nur die vielen Schubladen unter der Platte schränkten meine Beinfreiheit arg ein. Sobald meine baumelnden Beine eingeschlafen waren und alle Wirbel meines Rückgrats ineinander verkeilt, wies die Kommode, ei, ich meine: der Tisch, mich von sich. »Hier wird nicht geschlafen!« Ich habe seine Schubladen entfernt.

Namen sind den Dingen nicht äußerlich. Worte schon. Nachdem ich die Schubladen mühsam herausgetrennt und auch gleich zum Sperrmüll gebracht hatte, mußte ich feststellen, daß der Tisch noch kein einziges Wort geschrieben hat. Ein Tisch ist wirklich nur ein Tisch.

Ich stelle mich aufs Bild und schnarche die Morgen selbst nieder.

.....

herzuleiten. Der Tisch ist ein klassisches Brückenmöbel. Im Gegensatz zu Kastenmöbeln überspannt er den Raum, anstatt ihn zu umschließen. » **Funktion:** Tische werden meist verwendet, um Gegenstände, Geräte und andere zu bedienende Elemente auf eine erhöhte Position zu bringen, um leichter auf sie zugreifen zu können. » **Aufbau:** Die wahrscheinlich am

albert.

Von Eva Lenz

Albert erwachte aus einem lastenden Nichts. Erst schien es, als sei sein Körper verschwunden, seine Seele hing mitten im Zimmer. Denn das war ein Zimmer, ohne Zweifel. Dann kam es ihm vor, als kehrte sein Körper zurück, wie eine Erscheinung, die langsam Form annimmt. Es war aber nicht sein Körper. Es waren Schmerzen. Er fühlte sich wie eine mit Qual ausgestopfte Hülle. Es dauerte unendlich lange – oder so schien es ihm –, bis er seinen Kopf ein wenig gedreht hatte und ein Fenster sah, davor junigrüne Blätter, durch die honigartiges Sonnenlicht fiel. Als er den Kopf in die andere Richtung gedreht hatte, sah er ein Kind, ein Mädchen, das in einer Ecke des Zimmers an einem Tisch saß und malte. Es hatte braune Locken und wasserblaue Augen, und es summte ab und zu leise vor sich hin. Er mochte dieses Summen und das Geräusch, das die Buntstifte machten, wenn sie auf den Tisch gelegt wurden. Er war froh, daß das Kind da war; es blickte nicht auf, aber es war bei ihm. Und er dachte: alles wiederholt sich. Als Albert ein kleiner Junge gewesen war – vor langer Zeit –, hatte seine Mutter ihn oft hinauf ins Zimmer seiner Großmutter geschickt, die dort stumm in ihrem Bett lag. Sie hatte ihm früher jeden Abend eine Geschichte erzählt, jetzt sagte sie nichts mehr, ging nicht in ihrer großen Schürze durchs Haus, blickte nur mit ihren wasserblauen Augen umher. An ihrem Fußende stand ein Tisch, an dem Albert häufig saß und malte. Er wachte über ihren Schlaf, so wie sie über seinen gewacht hatte. Wenn sie schlief, gingen ihre Atemzüge langsam, tief und ruhig, der weiße Federbetthügel hob und senkte sich nur unmerklich. Tat er das nicht, schlief sie auch nicht, das wußte er. Sie lag dann bloß mit geschlossenen Augen da, die fahlen Wangen fast ein wenig rosig. Er hatte angenommen, daß sie etwas dachte, doch er hatte damals nicht ahnen können, daß sie in jenen Momenten durch die Landschaft ihrer Kindheit gegangen war. Sie ging durch den lichten Laubwald hinterm Haus, in dem im Frühling Le-

berblümchen und Goldsternchen wuchsen, sie ging die Straße zum Dorf hinunter, vorbei an Schafen und Obstwiesen; sie ging über den Friedhof neben der geduckten Kirche, zum Grab ihres Vaters, auf dem der Efeu verdorrte; sie ging am Lauf des Baches entlang, auf dem sie mit ihren Brüdern Schiffchen ausgesetzt und wo sie einmal den Rest eines Huhns gefunden hatte, das von einem Fuchs geholt worden war; sie sah den Garten ihrer Eltern, die Linde am Tor, die Blumen, das Bienenhaus, um das es sommerlich summte und summte; sie sah ihre tote Großtante, wie man sie in der Seitenkapelle der Kirche aufgebahrt hatte, ihr Gesicht weiß und ausdruckslos wie das einer Puppe; sie erinnerte sich, wie sie aus dem Dämmer des Raumes schnell wieder ins Sonnenlicht hinauslief, wie das neue schwarze Seidenkleid angenehm um ihre nackten Beine wehte. Doch ihr eigener, einst federleichter, selbstverständlicher Körper war nun eine lästige Begrenzung. Es schien auch nicht recht, daß diese pergamentenen Hände ihre sein sollten, und daß ihr früher dickes Haar sich zwischen den Fingern anföhlte wie das filigrane Kugelgespinst einer Pusteblume. – Jetzt wußte Albert plötzlich, daß es diese Dinge waren, die sie damals gedacht hatte. Er wußte es, weil er ihr näher war als jemals. Schweigend und reglos in einem Bett. Und dieses Mädchen dort, seine Enkelin, würde in einigen Jahrzehnten in einem Bett liegen, während gegenüber ein Kind am Tisch säße und malte. Das Kind würde nicht wissen, daß auf halber Höhe im Raum eine Seele hing, angebunden an einen schmerzenden, ächzenden Körper. Es würde auf das Bett schauen, seine Großmutter sehen, und es würde weinen, wenn sie tot war. Aber es würde erst später dahinterkommen, wie es sich anföhlte, mit der Seele auf halber Höhe angebunden im Bett zu liegen. Das war noch lange hin. Jetzt war der Platz seiner Enkelin am Tisch. – Für den Moment war Albert glücklich. Er schloß die Augen. Das Mädchen wachte über seine schlummrige Reise in die Vergangenheit.

häufigsten auftretende Variante der Konstruktion besteht aus vier, durch Zargen miteinander verbundenen Tischbeinen mit einer darauf liegenden waagerechten Tischplatte. Es gibt auch Varianten mit drei, zwei oder einem Bein und unterschiedlich gestalteten Tischplatten. Tische mit drei Beinen können nicht wackeln, da aus geometrischer Sicht 3 Punkte genügen, um

immer mittwochs.

Von Andreas Gelbhaar

Du sitzt mir gegenüber. Vor uns, zwischen uns leer gegessene Teller, eine halbvolle Flasche Merlot, Gläser, Brotkrümel. Ich habe für dich gekocht, Hähnchenbrust, überbacken mit Tomate und Mozzarella, dazu Ruccolasalat. Wir schweigen, jeder für sich. Du beginnst, mit den Brotkrümeln zu spielen, schießt sie mal hier, mal dort hin. Deine Bluse ist einen Knopf zu weit geöffnet. Schwarze Spitze auf weißer Haut als Versprechen, das eingelöst werden will. Bescheidene Lust kriecht in mich. Die Kerzen werfen ein unruhiges Licht in den Raum, verzerren Schatten an der Wand, machen stumpfe Winkel spitz. Wieder denke ich an die undichten Fenster. Länger schon als letzten Mittwoch denke ich an sie und noch länger als den Mittwoch davor. Doch noch finden meine Gedanken alleine zurück zu dir und dem Knopf, der zu weit geöffnet ist, und der schwarzen Spitze und der weißen Haut. Aber auch das wird vergehen, ich bin mir sicher. Draußen schlägt eine Tür hart im Wind. Schnelle Schritte entfernen sich, verhallen, kurz noch mal blechern zurückgeworfen von den Mülltonnen, in der Nacht. Unruhe steigt in mir hoch, wie Säure eines gereizten Magens. Was wäre wenn ...? Dann wieder Stille, draußen und in mir. Du beendest das Spiel mit den Brotkrümeln, schießt ein letztes Mal Krümel und Bedenken ins Abseits. Ein flüchtiger Blick zur Uhr mahnt zur Eile. Eine Stunde noch, vielleicht anderthalb. Du stehst auf, trägst das Weinglas ins Nebenzimmer. Ich höre das Öffnen eines Reißverschlusses, das Abstreifen der Schuhe. Durch die undichten Fenster, denke ich, geht eine Menge Wärme verloren. Morgen werde ich den Vermieter anrufen. Du kommst zurück, stehst in der Türfüllung,

nur halterlose Strümpfe an. Ich sehe Spuren des Alters auf deinem Gesicht – mäanderhafte Schatten um die Augen, noch nicht tief und wegschminkbar. Kleinliche Arroganz bedroht die sich anschleichende Nähe, spricht von den fünfzehn Jahren, die uns trennen. Gut zur Hälfte gelebtes Leben, denke ich.

»Kommst du«, fragst du mich.

Ich nippe am Wein, zünde eine Zigarette an, sehe an dir vorbei. Immer noch dümpelt meine Lust im Fahrwasser deiner Begierde.

»Gleich«, sage ich und hebe die Zigarette als Alibi.

»Soll ich gehen?« Deine Nacktheit wird zur Blöße. Noch nie bist du vor der Zeit gegangen, denke ich, du wirst es auch heute nicht tun. Meine Gelassenheit beunruhigt dich. Wieder der Blick zur Uhr.

»Wo bist du denn heute abend?« Meine Frage scheint dich zu belustigen und schiebt gleichzeitig ein Stück Fremdheit zwischen uns. Du öffnest deine Beine ein wenig, lehnst dich gegen den Türpfosten.

»Im Theater, mit einer Freundin.« Dein Grinsen ist verschwunden. Du schaust ins Leere. Dann löst du dich von der Tür, gehst ins Nebenzimmer, willst deine Hose anziehen.

»Und, welches Stück wird gegeben«, rufe ich dir nach. Qualm brennt in meinen Augen.

»Arschloch ...«

Meine Geilheit kommt überfallartig. Ich gehe dir nach, werfe dich aufs Bett, meine Beine verfangen sich in deiner Hose. Unser Stöhnen füllt den Raum. Du hältst die Augen geschlossen, weinst ein wenig. Ich streiche über dein Haar, deine Wangen, lecke deinen Mund. Du schmeckst nach Tomate, rotem Wein und

.....
eine Ebene aufzuspannen. » **Soziale Relevanz** und der Tisch als Ort: Der Tisch ist ein Objekt mit einem relativ festgelegten Ort. Das heißt, daß man sich zu einem Tisch begibt. Der Tisch wird oft in Suborte unterteilt, an der jeder seinen spezifischen Platz erhält. So erhält ein Tisch eine Richtung. Hier spielen Symmetrie und Blickrichtung eine wichtige Rolle. Der Ort, an dem

Trauer. Unsere Finger finden sich, graben sich ineinander, drücken zu.

»Ist er deine große Liebe«, frage ich später.

»Wäre ich dann mit ihm verheiratet?« Du beißt dir auf die Lippen, bis das Blut entweicht. Und dann erzählst du von John, der eigentlich Marcus hieß. Von den Nächten auf einer Sommerwiese, weil ihr beide in einer WG wohntet, damals. Und du erzählst weiter, das du dir an seiner Seite immer wie Yoko Ono vorkamst, auf den Studentendemos, als ihr rief: Ho, Ho, Ho Chi Minh. Wie es wehtat, als er für immer ging. Von dem Brief, in dem er von großen und kleinen Lügen schrieb, die irgendwann immer im Leben kommen, erzählst du auch – und daß das Leben doch nur durch die Lüge erträglich wäre, und wie schizophren das alles sei. Und daß du seine große Liebe seiest und er dich gerade deswegen niemals heiraten würde.

Die Falten auf deinem Gesicht sind verschwunden. Du lächelst. Ich merke, wie Neid in mir hoch kriecht.

Kurz vor Mitternacht ziehst du dich an. Du willst kein Risiko eingehen, sagst du. Mit jedem Kleidungsstück verlierst du an Kontur, wirkst durchsichtig-transparent. Hinter dir erlischt eine Kerze, ein dünner Faden Rauch kräuselt sich zur Decke. Die Bluse schließt du bis zum letzten Knopf. Ich schau dir zu und denke undichte Fenster und suchen, finden und verlieren, denke große Liebe und an schlagende Türen im Wind, an Verlorensein und aushalten müssen.

Zum Abschied fragst du, ob wir uns nächsten Mittwoch wieder sehen.

Ja, sage ich, wie immer.

sich jemand an einem Tisch befindet, läßt unter Umständen Rückschlüsse auf sein Verhältnis zu den anderen anwesenden Personen zu. So gibt es an vielen Tischen ein Kopfende, das dem »Besitzer« eine gewisse soziale Höhung verleiht. Aber auch die Mitte einer Längsseite kann sehr bedeutsam sein. So sitzt dort meist der vorsitzende Richter bei einer Verhandlung.

and no more shall we part. (Nick Cave)

Von Lisa Burkhardt

du bist ein kannibale. verschluckst jeden fetzen haut, der mir vom körper fällt. deine spucke reibt mich warm. im neonlicht sind wir zwei balgende wasserleichen im glas und jeder kann sehen, wie wir uns schälen und beißen und fleischen. ich ramme meine zerbissenen finger zwischen deine bandscheiben. deine hand fällt auf meinen pavianhintern. wie ungewollt. wie zufall.

wir haben uns in himmelbetten trauben in mund und arsch geschoben. wir haben uns in spiegelspielen schatten als kränze in die haare gelegt. wir haben tau von gestängen gerieben und uns darin gesuhlt und unseren schweiß dafür auf das gras gelegt.

meine brüste pressen sich an das glas. die scheibe beschlägt mit deinem dagegen gepressten atem. deine finger streichen mit den löchern im licht das fett von meinen hüften. ich weiß, es sammelt sich in einem becken, und wenn wir fertig sind, legst du es mir mit meiner unterwäsche wieder um. ich halte meinen bh wie einen schild und draußen werfen sich große augen gegen das atemtrübe glas.

deine finger schlagen die tasten. nieder und nieder. kein atemholen für deine verhornten fingerkuppen, welche die konsonanzen aus den tönen saugen und mir in die ohren spucken. es ist nur für elise, nicht für mich. nur das weiße deiner augen sticht aus deinem verkniffenen gesicht hervor, aber es ist ebenso gegilbt wie die tasten, die du schlägst. nieder und nieder. die töne weben

einen zaun um dich, daß ich dich nicht fassen und vom stuhl stoßen kann. ich ziehe mich aus und werfe mich auf den flügel und rekle meine auseinandergezogenen beine und halte dir meine scham vors gesicht. es bleibt so gilbig wie dein augapfel und deine tasten und nieder und nieder und ich.

deine wüste stimme kratzt über mein trommelfell und raut meinen gleichgewichtssinn und ich strauchel und dein taktgefühl leidet. ich trinke den schweiß von deinem rücken. ich lecke das desinfektionsmittel von deinen füßen. ich keuche dir einen orgasmus ins gesicht, so gespielt, daß ich mir eine einfange. dein lächeln wischt mir meines aus den mundwinkeln und setzt einen bitteren zug hinein. dein lächeln wischt mir die letzten reste lust aus dem bauch und dem kopf. jaja, sagst du. jaja, und wendest dich ab. ich liege auf dem metallnen beistelltisch und blinzel dich an. deine hand fährt in deinem schritt auf und ab und nieder und nieder und deine augen ziehen mir die haut vom körper und du bist ein kannibale und du ißt sie und ich habe meine beine gespreizt und deine hand fährt nieder und nieder und deine augen finden meine. in deinen sitzt so ein tiersches gelb in der iris. in meinen plätschert so ein schwammiges grau. deine rechte hand geht ab und nieder und wieder hoch und in deiner linken blinzelt mich eine schere an. nun isis, sagst du. ja osiris, sage ich. und so weiter.

» **Redewendungen:** Wie in vielen anderen Sprachen auch, haben sich viele Redewendungen rund um den Tisch entwickelt: »Zu Tisch!«: Das Essen ist fertig, Aufforderung zur Versammlung und zum Hinsetzen; »unter den Tisch trinken«: Jemanden durch gemeinsamen Konsum von Alkohol dazu bringen, mehr zu trinken, als er/sie verträgt; »die Füße unter den Tisch stel-

soweit kein ungewohntes wort.

Von Finn-Ole Heinrich

Sechs Schubladen insgesamt. Links Stifte, Zeichenutensilien, Schere und Messer, rechts Papier, Briefumschläge und Heftchen, karierte, linierte und französisch linierte. In der Mitte: Pfeife, Tabak, Pfeifenreiniger, von allem eine beträchtliche Auswahl. Darüber ein Klappfach, in dem er die Dokumente aufbewahrte, Zeugnisse von Marie und mir, Geburtsurkunden, Impf- und Reisepässe, Meldebescheinigungen, den Trauschein; alles fein säuberlich sortiert und in Plastikmappen geheftet.

Unter der Arbeitsfläche ein Flügelklappfach, gehalten von zwei kleinen Magneten, geteilt von zwei Brettern in drei Kammern. Oben Briefe und Postkarten, darunter Steuererklärungen und Belege auf zwei Ebenen.

Er hat nichts mitgenommen.

Über seinem Schreibtisch, zentral, ein Foto seiner Mutter, oval gerahmt, wie aus einem Ei geschnitten. Auf der Ablagefläche darunter eine etwas seltsam anmutende Mischung kleiner, unnützer Dinge; einige Gläser, Skulpturen, ein ausgeblasenes Straußenei, vielleicht Erinnerungen, aber vor allem: Schüttelwelten, Schneekugeln, Mikrokosmen.

Ich werde über all das nachdenken müssen.

Links auf Höhe der Arbeitsfläche die Stereoanlage, rechts die Box. Das Band zu Ende, die Anlage eingeschaltet. Ich bin die erste in diesem Zimmer, sehe als erste den Teller auf der Box, ein Brot darauf, mit Käse. Seine Bißspuren noch im von der Wärme fettig glänzenden Käse.

Davor drei Tassen mit Stiften darin. Eine seiner Eigenheiten: Mehr Stifte zu besitzen als man jemals

würde leerschreiben können. Erst recht nicht, wenn man geht, bevor die Zeit um ist.

Man ißt sein Brot auf, bevor man geht, denke ich und streiche über die warmen Seiten seines Notizbuches, das offen auf der Arbeitsfläche liegt. Letzter Eintrag:

Sieben Pfund
Dazu ein Mund
Der lauthals schreien kann
Nicht dann und wann
Sondern lang und laut und in der Nacht
So wird in Zukunft manche Nacht zur Schlacht

Einer seiner tausend Reime für Hochzeiten, Geburtstage, Taufen. Nicht selten, erzählte er mir einmal stolz, erfahre er von einer Schwangerschaft noch vor dem Bräutigam.

Rechts neben dem Notizbuch der Füller, ohne Kappe, kopflos dahingeworfen, schwarz mit Goldrand, darin sich spiegelnd das Licht der Schreibtischlampe, die noch immer brennt.

Man macht das Licht aus, bevor man geht. Selbst wenn man eilig geht.

Ich mache das Licht nicht aus, ich stelle das Käsebrot nicht weg, ich mache die Anlage nicht aus, ich blättere nicht im Notizbuch, ich schüttele keine seiner kleinen Welten. Ich traue mich nicht.

Ich stehe in seinem Zimmer, schaue mich vorsichtig um, als könnte die Anordnung der Bücher auf dem Boden, der geleerte Papierkorb, der Eierbecher auf dem Schreibtisch, seine zurückgelassene Intimität mir

len«: bei jemandem wohnen, essen und leben; »unter dem Tisch«: heimlicher Verkauf; »jemanden über den Tisch ziehen«: jemanden betrügen; »reinen Tisch machen«: eine Sache klären, die Voraussetzung für einen Neubeginn der Kommunikation schaffen; »etwas ist *vom Tisch*«: ein Problem wurde beseitigt, ein Thema ist nicht mehr relevant; »auf den Tisch hauen«:

Aufschluß geben. Über irgendwas.

Ich lausche und rieche, als hätte er mir Klänge und Gerüche hinterlassen; suche in meinem Kopf, als hätte er zum Abschied Erinnerungen in Köpfe verteilt.

Ich stehe auf Zehenspitzen auf dem häßlichen Teppich, den sie zur Hochzeit bekommen haben; ich stehe da, atme mit offenem Mund, um seine Ruhe nicht zu stören. Um keinen seiner Klänge aus dem Raum zu treiben.

Sein Stuhl ist ordentlich unter den Tisch geschoben.

Das Käsebrot auf der Box, die Lampe an, das Buch aufgeschlagen und der Stuhl sorgsam am Tisch. Warum stellt man einen Stuhl sorgsam an den Tisch?

Er ist nicht aufgesprungen und weggerannt, sondern aufgestanden, Blick auf den Schreibtisch. Dann vielleicht der Gedanke, was noch zu tun wäre: Anlage nicht mehr ausmachen, Käsebrot nicht mehr aufessen, nicht mehr auf Wiedersehen sagen. Schuhe, Jacke, dann das Türschloß. Ein letztes Mal stehenbleiben vor der eigenen Haustür und in den Himmel gucken.

Daheim soweit kein ungewohntes Wort. In keinem unserer Räume. Nur eine Stimme schwächer unser Gesang.

Es ist nicht weiter schwierig: drei Teller statt viere, drei Eßbestecke, drei Gläser; der leere Stuhl für einen Gast, der irgendwann gekommen sein wird. Mutters spitzes, hartes Gesicht nicht weicher, nicht härter als an anderen Tagen, vorher.

Es ist Dienstag. Dienstags gibt es Rouladen, Kartoffelbrei und Rosenkohl. Es gibt noch immer Roula-

den, drei nun, Rosenkohl und Brei. Ganz selbstverständlich: drei.

Mutter teilt den Brei aus, mit der großen Lochkelle. Aus dem Topf über den Teller, die Kelle rast herunter, hält ruckartig an, der Brei springt auf den Teller, alles wie gehabt.

Marie möchte Nachschlag, alles wie gehabt. Mutter gibt keinen Nachschlag, nie gibt sie Nachschlag, lieber schmeiße ich es weg, sagt sie, wenn du noch fetter wirst, Marie, bekommst du nie einen Mann. Sie findet diese Worte normal, scheint es, auch jetzt noch. Unsere Blicke auf ihr sind so normal, daß sie nicht aufzublicken, sie sie nicht zu erwidern braucht. Alles wie gehabt.

Sie kaut so hart wie eh und je, mit den geschürzten Lippen, Blick auf die Tischmitte. Wenn ich aufhöre zu kauen, lausche, höre ich, wie ihre Zähne aufeinander schlagen, fest, präzise. Ein zuverlässiges Mahlwerk.

Einen Platz am Tisch können wir ungedeckt lassen, denke ich, als ich die Treppe hinaufsteige, ein Zimmer braucht man nicht mehr zu betreten, wir müssen auch nicht mehr über ihn reden, aber, denke ich, vielleicht war Vater mehr als nur ein Mann mit Geschirr an unserem Tisch, vielleicht mehr als nur ein Mann in seinem Zimmer und in unseren Unterhaltungen.

Jetzt, da ich ihn nicht mehr fragen kann, würde ich gern wissen, wie oft er seine Schneekugeln vom Schrank genommen, seiner Mutter zugelächelt und geübt hat, die kleine Plastikwelt durchzuschütteln.

.....

sich energisch durchsetzen; »auf den Tisch gehört der Kuchen, da haben die Füße nichts zu suchen«: Ermahnung an kleine Kinder, die Füße vom Tisch zu nehmen.

» **Der Begriff Bett** bezeichnet generell ein Möbelstück, das dem *Schlafen* oder *Ruhen* dient. Ein einfaches Bett besteht

sonntagsausflug.

Von Lena Hammerschmidt

Ihr ist noch immer kein Geschenk für Oliver eingefallen. Der Geburtstag ist Dienstag. Petra mag ihn nicht. Er sagt *ebend* und *Zum Bleistift* und er hat keine Ahnung von angemessenem Körperabstand. Er ist schon länger in der Firma als sie und es ist ihr ein Rätsel, wie er es geschafft hat, überhaupt irgendwo einen Job zu finden. Oliver nervt sie und daß alle sofort an sie denken, wenn es darum geht, Geburtstagsgeschenke zu besorgen, nervt sie noch mehr. Peter stöhnt in ihr Ohr. Oliver muß weg. Sie wird ein Billigticket besorgen. Nach London oder Italien oder so.

Auch sie stöhnt kurz auf, denn sie hat sich zwischen den Körpern ihre Hand eingeklemmt. Peter wühlt durch ihr Haar. Sie zuckt zusammen. Dann hält er für einen Moment die Luft an und sie instinktiv auch. Sie ist froh, daß sie endlich eine Idee hatte und daß Peter fertig ist. Er liegt jetzt auf dem Rücken, als wäre er gerade über die Ziellinie eines Marathons gestolpert. »Sag mal, ist alles okay mit dir?« Peter glotzt. »Was?« fragt Petra, ganz aufgeschreckt von der Stimme des Mannes, der gerade noch in ihr war. Peter schüttelt den Kopf, zieht sich seine Unterhose an und geht ins Bad. Hoffentlich macht er die Tür zu. Petra zieht die Decke über ihre Brust. Die Sonne scheint. Es wäre ein Tag fürs Rad, aber das ist noch in der Werkstatt. Der Rahmen ist verzogen und die Bremsen haben etwas abgekriegt. Und zerkratzt. Es hat so viele Kratzer abgekriegt. Das schöne Blau. Peter kommt zurück, er kratzt sich am Hintern.

Ich hätte lieber mit Tillmann geschlafen, denkt Petra und hält sich vor Schreck die Hand vor den Mund. Peter plant laut seinen Tag, während er die Motorradklamotten anzieht. Als er fertig ist, erinnert er an einen Raumfahrer. »Ich denke, ich werde bis zum Abend weg sein. Das Wetter ist der Hammer, die Straßen sind okay.« Peter bindet sich ein Halstuch um und stopft die Enden in die Lederjacke. »Fahr vorsichtig.« »Klar.« Petra ist erleichtert, als sie die Wohnungstür ins Schloß fallen hört. Sie wickelt die Decke um ihren Körper und humpelt langsam ins Wohnzimmer. Das Sperma läuft ihr Bein hinunter. Sie legt sich aufs Sofa und fühlt sich ein bißchen wie eine Raupe, wenn Raupen sich auf Sofas legen könnten. Ihr Leben steht vor ihr in der Schrankwand. Ein Stück der Berliner Mauer, in Mitbringsel gepreßter Urlaub, der Fernseher, ein Pärchenbild mit Peter, fünf Jahre alt. In der Glasscheibe eine Frau mit zerzausten Haaren, eingepackt in eine weiße Decke. Es ist halb zehn. Normalerweise ist sie um diese Zeit gerade vom Joggen zurück. Draußen riecht man bestimmt schon den Frühling. Petra schaut auf den Bluterguß an der linken Hand. Sie drückt vorsichtig auf das Gelenk und es schmerzt angenehm. Sie denkt an den Unfall; Bernd, der Geruch in seinem Polo, die Fahrt ins Krankenhaus. Und Tillmann, der sie in einem Rollstuhl zum Röntgen gefahren hat. Er hatte sofort angeboten, auf ihrem Gips zu unterschreiben, sollte der Fuß gebrochen sein. Petra hat noch nie einen Tillmann getroffen.

heute in der Regel aus einem Rahmen oder Gestell, auf dem eine Matratze liegt. Ergänzt wird das Ganze in der Regel durch Bettdecke und Kopfkissen, sowie die dazu gehörigen Bezüge und das Bettlaken. » **Geschichte:** Schon im alten Ägypten schlief man auf kunstvoll verzierten Liegen, sie wurden nicht nur zum Schlafen, sondern auch als Liege bei Tisch verwendet,

Petra setzt sich auf, biegt den Kopf erst nach links – knack – dann nach rechts – knack. Tillmann hatte das Knacken *stark* genannt. Petra humpelt mitsamt der Decke an den Schreibtisch und kramt ihr Portemonnaie aus der Bauchtasche. Zurück auf der Couch zieht sie einen Zettel zwischen den Geldscheinen hervor. Auf der Vorderseite eine Werbung für Heftpflaster. Auf der Rückseite eine Telefonnummer. Tillmann grinste breit, als er hörte, daß Bernd nicht ihr Freund war, sondern derjenige, der sie angefahren hatte. Nicht gebrochen, nur verstaucht. Sie zieht den Glastisch ans Sofa und dreht sich mitsamt der Decke Richtung Wand. Die Beine legt sie hoch, ihre Fußsohlen berühren die Tapete, sie muß vorsichtig sein mit der Bandage. Ihr Kopf liegt auf dem kühlen Glas, wie immer. Sie schiebt ihre Finger in die Feuchtigkeit zwischen ihren Beinen, schließt die Augen, fickt mit Tillmann in Bernds Golf. Es dauert nicht lange, bis sie kommt. Als sich der Herzschlag beruhigt hat, setzt sie sich wieder aufrecht. Mit dem klebrigen Finger streicht sie über die Telefonnummer. Dann zerreißt sie den Zettel in viele kleine Teile und wirft die Schnipsel in die Neige Rotwein vom vergangenen Abend. Es wird eine Ewigkeit dauern, bis sie das Glas in die Küche gebracht haben wird. Viele kleine Schritte. Und es wird schmerzen. Mit dem Fuß kann sie nicht mal einen richtigen Spaziergang machen. Sie wird das Flugticket besorgen und das Bett neu beziehen. Aber vorher wird sie duschen.



denn bis ins 19. Jahrhundert war es unüblich, Schlaf- und Wohnbereich zu trennen. Die alten Ägypter hatten hochbeinige Bettgestelle, welche mittels eines Trittes bestiegen werden mußten, mit Polstern belegt und mit einem Mckennetz ringsum abgeschlossen waren. Charakteristisch sind die aus Stein, Holz oder Metall gearbeiteten halbkreisförmigen Kopfstützen. Die

übermut.

Von Peter Dietze

weil der himmel
unter mich gefallen ist

und wir bonbonpapier
vom rummel stahlen
gemeinsam
wenn du noch erinnerst

ach wenn
ich könnte
ich liebe und liebe da
am meer entlang
und rauf und runter würde

mich
im sand
im eis
vergraben sterben da

Griechen hatten hölzerne Bettstellen, oft mit reich verzierten Füßen und lehnenartiger Erhöhung am Kopfende. Auf Gurten ruhten die mit Wolle oder vegetabilischen Fasern gefüllte Matratze und ein rundes Kopfpolster, welche mit Leinentüchern, wollenen Decken, Fellen oder einem Lederüberzug bedeckt wurden. Das Bett der Römer war ähnlich konstruiert und oft

hartwig.

Von Till Bender

Man sagt, Hitze macht träge. In vielerlei Hinsicht ist das sicher richtig. Aber unter bestimmten Umständen kann es auch zu einem gegenteiligen Effekt kommen – wenn es sehr heiß ist, riskieren manche Menschen ein bißchen mehr als bei unauffälligeren Wetterlagen, vielleicht weil sie genau wissen, daß sie, falls sie sich durch eine nicht ganz zu Ende gedachte Aktion bloßstellen, immer so etwas sagen können wie, ich weiß auch nicht, wieso ich das gemacht habe, muß wohl die Hitze sein ..., und vieles wird einem vergeben.

Es war unglaublich heiß an diesem Wochenende. Wenn es so heiß ist, sitzen normalerweise zwölf zornige Männer in einem Geschworenenzimmer zusammen, beobachtet ein mit Gipsbein den Rollstuhl hütender Fotograf seine Nachbarn durch ein Fenster zum Hof, bemühen sich die Überlebenden eines Flugzeugabsturzes mitten in der Wüste, aus dem Wrack der Maschine ein flugfähiges kleineres Flugzeug zusammenzuflicken, oder es denkt ein Gangster im Ruhestand am Pool seiner Villa in Südspanien über die Hitze nach, ohne zu ahnen, was gleich den Hügel heruntergerollt kommen und haarscharf an ihm vorbei in den Pool rauschen wird.

Ungefähr so heiß war es an diesem Samstag, und Hartwig brauchte einen neuen Tisch.

An dem heißen Abend zuvor hatte er sich wie jeden Freitag Abend mit vier Freunden zur wöchentlichen Pokerrunde getroffen und dabei, genauer gesagt, unmittelbar im Anschluß an die eigentliche Pokerrunde, war das letzte Stündlein des Pokertisches gekommen, als Jutta darauf bestand, als Höhepunkt des Abends ein kleines Kunststück – die »Vegas-1972er-ein-Tisch-Jonglage« – vorzuführen (YouTube). Bei der »Vegas-1972er-ein-Tisch-Jonglage« kam es zu gleichen Teilen auf Kraft und Geschicklichkeit an, und über beides verfügte Jutta in mehr als ausreichendem Maße. Jedoch brach der im Eifer des Augenblicks nicht mit einbezogene Faktor

»Deckenhöhe« der Nummer und dem Tisch das Genick, aber alle waren sich einig, daß das Pech und die Show auch so sehenswert gewesen war.

Und Jutta ließ sich durch solche Mißgeschicke sowieso nicht weiter aus der Ruhe bringen: Er hieß eigentlich Julian Tiberius Talheimer, seine Geburt war damals mitten in eine kurze, aber heftige »römophile« (wie er das nannte) Phase seiner Eltern gefallen, die ihm nach langem – wenn auch nicht gründlichem – Nachdenken diese zwei kaiserlichen Vornamen gegeben hatten, damit er auch wirklich ganz sicher vor allen namensbezogenen Schulhofhänselereien wäre. Anders als seine späteren Klassenkameraden hatten seine Eltern schlichtweg übersehen, wie hübsch man Julian Tiberius Talheimer abkürzen kann. Seit er diesen Zusammenhang erkannt hatte, lebte Jutta in dem sicheren Wissen, daß Menschen eben einfach immer mal wieder was übersehen, und so nahm er es auch sich selbst nicht krumm, wenn er mal was übersah. Und da er ausgerechnet an diesem Abend ganz ordentlich gewonnen hatte und keine Sekunde zögerte, Hartwig seinen Gewinn für einen neuen Tisch gleich dazulassen, gingen alle recht zufrieden zu Bett.

Hartwig wollte die ganze Geschichte möglichst flott vom Tisch haben und war überhaupt nicht daran interessiert, später mit einem besonders edlen oder mit einem besonders wohnkulturbewußt auf den Rest seiner Einrichtung abgestimmten Möbel zu renommieren. Daher stand für ihn schnell fest, wo er den neuen Tisch besorgen würde. Außerdem hatte er mal wieder Appetit auf Tubenlachs.

Ein passender Tisch war schnell gefunden, und im Vorbeigehen legte Hartwig noch ein paar andere Kleinigkeiten in seinen Einkaufswagen: eine Nachttischlampe, zwei Fußmatten, eine Kaffeekanne und eine kleine Zimmerpalme – alles Sonderangebote.

mit großem Luxus ausgestattet. Ein Gestell aus Holz oder Bronze stand auf meist bronzenen Füßen, die mit kostbarem Metall oder Elfenbein verziert waren, und trug auf Gurten die mit Schilf, Heu, Wolle oder Federn von Gänsen oder Schwänen gefüllte Matratze, am Kopfende lagen kleine Kissen. Über die Matratze breitete man Decken aus kostbaren Stoffen, oft mit

Als er in der Schlange an der Kasse stand und sich darauf konzentrierte, gleich nicht die Fisch-Creme zu vergessen, stieß ihn von hinten ein anderer Wagen an.

»Tschuldigung.«

»Macht nichts – nix passiert«, antwortete Hartwig automatisch im Umdrehen. Der Wagen wurde von einer jungen Frau geschoben. Sie hatte ein ausgesprochen hübsches Lächeln, fand er, und genau das an, was man vernünftigerweise anzieht an einem Tag, der so heiß ist, daß man alles, was aus mehr oder dickerem Stoff als absolut notwendig besteht, im Schrank hängen läßt.

Hartwig bemerkte, daß er kurz davor stand, sie anzustarren, senkte schnell seinen Blick, schaute jetzt in ihren Wagen. Darin lagen: ein in seine Einzelteile zerlegter Tisch in einem großen Pappkarton, eine Nachttisch-Lampe, zwei Fußmatten, eine Kaffeekanne und eine kleine Zimmerpalme.

»Wie lustig«, sagte Hartwig und trat einen Schritt zur Seite, als er die fragend hochgezogenen Augenbrauen der Frau bemerkte. Als sie den Inhalt seines Wagens sah, lächelte sie wieder ihr hübsches Lächeln und zuckte mit den Schultern.

Da hörte Hartwig sich sagen: »Wie wär's – wir kaufen jeder nur die Hälfte von unserem Zeug und ziehen einfach zusammen; da können wir 'ne Menge Geld sparen.«

Als er sicher war, daß wirklich er das gesagt hatte, setzte er sofort an zum »Tut mir Leid – muß wohl die Hitze sein«, doch die Frau mit dem hübschen Lächeln kam ihm um eine viertel Sekunde zuvor. Sie zog ihre Stirn in nachdenkliche Falten – was beinahe noch besser aussah als ihr Lächeln – und sagte langsam:

»Stimmt. Und wenn wir das gesparte Geld dann wieder zusammenlegen, können wir vielleicht gleich auch noch ein Kinderbett mitnehmen. Dahinten gibt's auch ganz schicke Wickelkommoden.«

Hartwig gefiel das Spiel.

»Also, ich mag ja Kinder sehr, aber muß das wirklich schon jetzt sein? Wir haben doch noch so viel Zeit.«

»Ha, ja, aber wenn du das jetzt noch fünfzehn Jahre lang sagst, dann wird es für mich irgendwann zu spät sein, und wenn dich dann plötzlich das Verlangen packt, Vater zu werden, suchst du dir womöglich 'ne andere, Jüngere.«

»Also, wenn du mir nicht vertraust, ist das mit dem Zusammenziehen vielleicht doch keine so gute Idee.« Hartwig konnte gut gekränkt spielen.

»Das sehe ich auch so. Man muß vernünftig sein.«

Hartwig nickte mit zusammengepreßten Lippen und drehte sich wieder in Richtung Kasse. Er freute sich schon darauf, seinen Freunden von der Begebenheit zu erzählen.

Da hörte er von hinten:

»Aber du könntest mir wenigstens beim Zusammenbauen helfen.«

Das klang anders. Hartwig wandte sich ihr wieder zu – dieses Lächeln! – jetzt mit einer Spur Schüchternheit.

»In Ordnung«, sagte er vorsichtig, und das klang jetzt auch anders. »Wie heißt du denn?«

»Herta – ich bin aus Berlin.«

»Hartwig. Freut mich. Schön, daß du nicht aus Leipzig kommst.«

Sie fuhren zu Hertas Wohnung, Hartwig half Herta beim Zusammenbauen, dann aßen sie noch zusammen zu Abend und verabredeten sich für den nächsten Tag zu einer Fahrradtour ins Grüne. Sie fuhren eben an einer Scheune vorbei, als es anfang, heftig zu regnen. Die Gelegenheit, hier den Schauer abzuwarten, ließen sie sich nicht entgehen. In der Scheune war Heu

reichen Stickereien und in purpurner Farbe. Ebenso reich waren die Behänge, welche von der Matratze bis auf den Fußboden reichten. Die hintere Seite des Bettes war oft mit einer Lehne versehen. Im Mittelalter kamen Himmelbetten in Mode. Das vierpostige Bett mit Vorhängen diente tagsüber als Sitzgelegenheit, nachts wurden die Vorhänge zugezogen, und es

eingefahren. Ihre Sachen waren naß. Sie hatten eine Flasche Wein dabei. Für die nächsten zwei Stunden brach Hartwigs Abneigung gegen Klischees restlos in sich zusammen.

Am Montagabend wollten sie zusammen ins Kino, Hartwig würde Herta um sieben in einem Straßencafé treffen. Als er sich hundert Meter vor dem Café befand, bemerkte er dort eine aufgeregte Menschengruppe. Irgendwie sah das nicht gut aus. Er beschleunigte seine Schritte. Jemand rief laut nach der Polizei. Ein schwarzer BMW, der mitten auf der Straße vor dem Café gehalten hatte, fuhr mit kreischendem Motor an ihm vorbei und raste davon – Berliner Kennzeichen. In dem Café sah Hartwig in lauter nervöse, angespannte Gesichter. Da war auch Herta. Sie war sehr blaß, zitterte.

»Was war denn hier los, um Himmels willen?«

»Hast du den schwarzen Wagen gesehen?«

Hartwig nickte.

»Das war mein Ex-Freund. Ich habe vor vier Wochen mit ihm Schluß gemacht. Er will mich zurück. Ich habe ihm gesagt, daß daraus nichts wird, daß ich einen neuen Freund habe. Da hat er versucht, mich in seinen Wagen zu zerren, aber ein paar Leute haben mir geholfen und nach der Polizei gerufen. Da hat er sich vom Acker gemacht. Aber vorher hat er noch zu mir gesagt ...«

»Was?«

»Wenn ich nicht zu ihm zurückkomme, bringt er mich um, und meinen Freund auch.«

Fortsetzung folgt

.....

bildete sich ein Alkoven. Die Betten wurden von nun an immer größer und geräumiger, die Stoffe wurden feiner, die Materialien exquisiter und die Schnitzereien kunstvoller. In Deutschland wird das Bett auch als *Mole*, *Koje*, *Heia*, *Falle* oder *Kiste* bezeichnet, in der Schweiz als *Näscht* und in Österreich regional als *Hapfn*. (Quelle: Wikipedia)

blind date.

• • • • • Von Dirk Steinig und Alexander Platz

(Situation ist ein Blind Date, eine Art Jahrmarkt, bei der die Teilnehmer von Tisch zu Tisch wechseln, um verschiedene potentielle Partner kennenzulernen. Dazu gibt es jeweils sieben Minuten Zeit, dann erfolgt ein Signalton, der den Wechsel an den nächsten Tisch anzeigt. Die Interessenten können sich nicht sehen, da ihre Augen verbunden sind. Sie sitzt am Tisch. Er wird geführt.)

Er: Allo.

Sie: Allo.

Er: Pardon, es ist alles neu für mich.

Sie: Vous êtes français?

Er: Oh, Madame, Sie sprechen Französisch.

(Sie wechseln ins Französische)

Sie: Ja, natürlich ... *(lacht)*

Er: Kommen Sie aus Frankreich?

Sie: Ja. Und Sie?

Er: Algerien.

Sie: Ah, interessant.

(peinliches Schweigen)

Er: Ist das ein Problem für Sie?

Sie: Nein, nein, ganz und gar nicht.

(peinliches Schweigen, sie nippt am Glas)

Er: Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?

Sie: Danke, ich rauche nicht.

Er: Stört es Sie, wenn ich rauche?

Sie: Nein. Das heißt eigentlich wäre es mir lieber, wenn Sie nicht rauchten.

(kurze Stille)

Sie: Wieviel Zeit ist noch?

Er: Weiß nicht, vielleicht 5 Minuten...

(eine weitere Minute des Schweigens verrinnt)

Sie: Darf ich fragen, was Sie hier her gebracht hat?

Er: Na ja, ich suche eine Frau.

Sie: *(lacht)*... Nein, ich meine, wie es Sie nach Deutschland verschlagen hat.

Er: Interessiert Sie das wirklich?

Sie: Pardon, ich wollte Sie nicht beleidigen.

Er: Ich bin vor 15 Jahren hier her gekommen. Ich wollte ja gar nicht so lange bleiben.

Sie: Sie haben sicher noch Familie in Algerien.

Er: Nein ... *(zögert)* ... meine Kinder mußte ich später nachholen.

Sie: Und Ihre Frau?

Er: Sie ist tot.

Sie: Oh, das tut mir leid ... wirklich!

Er: Es ist schon lange her. Sie wurde erschossen.

(Pause)

Sie: Ja, mein Mann ist auch in Algerien umgekommen.

(Signalton zeigt das Ende der Zeit an)

Er: Darf ich Sie auf ein Glas Wein einladen?

Sie: Ja, gerne.

unglück im glück.

Von Sylke Rupprecht

Schon lange lebt der alte Mann allein. Wohl kaum ein Mensch in dieser Stadt, der an ihn denkt. Sein schmales, grau verputztes Häuschen steht in einer langen Reihe ebensolcher schmaler Häuser, die mit ihren hell getünchten Fassaden immer mehr Raum einnehmen, sich an das seine heran zu schieben scheinen, es einbetten und verdrängen zugleich.

Der alte Mann lebt ein regelmäßiges Leben. Jeden Tag geht er eine Stunde spazieren, bei jedem Wetter. Freitags bringt er etwas Gemüse und ein frisches Brot vom Markt mit nach Hause, montags eine Flasche Milch, mittwochs kauft er das, was man Waren des täglichen Bedarfs nennt – Klopapier zum Beispiel. Viel braucht der alte Mann ja nicht mehr. An jedem Wochentag bleibt der alte Mann eine Weile an einer Baustelle hinter der Krämerbrücke stehen. Ein Haus wird saniert. Jetzt im Winter sind alle Fensteröffnungen im oberen Stockwerk mit alten Türen verbarrikadiert, deren blaue Lackfarbe weithin zu erkennen ist. Der Bauzaun steht nah am Haus. Kein Platz hier. Der alte Mann sieht nach oben. Inzwischen ist das Haus beinahe fertig, doch seit es so kalt ist, begegnet man niemandem mehr auf der Baustelle.

Zuvor hatte der alte Mann jeden Tag einen Arbeiter auf der Baustelle gesehen, jung und kräftig, mit hellverstaubtem Pferdeschwanz. Sie nickten sich zu. »Der alte Mann hat Zeit und Ruhe«, dachte der junge Mann, der aus Polen kommt und zu Hause vier Kinder hat. »Der junge Mann kann arbeiten und sieht jeden Tag ein Stückchen Fortschritt«, dachte der alte Mann, der in Erfurt wohnt und niemanden mehr hat. So beneideten sie sich freundlich ein paar Sekunden täglich, dann ging der alte Mann weiter.

Manchmal, wenn er von einem seiner täglichen Gänge in die kopfsteingepflasterte Altstadt-Gasse, in der immer gebaut wird, zurückkommt, hat er den Eindruck, sein Häuschen sei noch schmaler geworden. Eines Tages wird er wohl nicht mehr durch die Tür passen. Danach liest der alte Mann die Zeitung, doch immer öfter überlegt er, sie abzubestellen. Die Veranstaltungsinformationen interessieren ihn nicht mehr, der mehrseitige Sportteil montags wandert stets ungelesen zum Altpapier, die Politik- und Wirtschaftsseiten sind ihm

zu oberflächlich. Es ist wohl mehr so eine alte Gewohnheit von ihm, diese Zeitung zu lesen. Wenn er damit fertig ist, bereitet er sich ein kleines Mittagessen, das ist ihm wichtig. Und danach wiederum wird geschlafen, eine Stunde – nicht länger, nicht kürzer. Seit einiger Zeit hört er schlechter, das kommt ihm zugute, hier, wo immer irgendeine Bohrmaschine heult, ein Preßlufthammer klopft, ein Bagger tuckert.

Am Nachmittag geht er im Hause um. Die schmale Treppe hinauf und wieder hinunter, obwohl es ihm zunehmend schwerer fällt. Er verweilt auf den Stufen und neigt seinen Kopf nah zur Wand. So kann er sie besser sehen. Seine Finger streichen über die Ränder der Zierteller, die dicht an dicht dort hängen. Viele Jahre hat er sie zusammen mit seiner Frau gesammelt. Angefangen hatte es mit einem Teller zur Hochzeit, aus Spaß verschenkt. Die Mutter seines Freundes Hans arbeitete als Porzellanmalerin. Damals hatten sie lachen müssen, doch später war eine Sammler-Leidenschaft daraus geworden, voller Stolz zeigten sie sich die Trophäen, die sie erbeutet hatten: auf Flohmärkten, oder von der freundlichen Zimmerwirtin im Vogtland, wo sie oft Urlaub gemacht hatten, oder hier: diesen Teller hatte er als Auszeichnung und Erinnerung bekommen – vom Brückeneinschub am Schmidtstedter Knoten. 1975 war das.

Nun häufen sich die Teller an den Wänden in dem schmalen Haus. Von der Tapete ist kaum noch etwas zu sehen. Zwanzig Jahre lang ist jedes Jahr ein Hochzeitstag-Teller von Hans dazugekommen, bis seine Eltern in eine andere Stadt zogen, die Mutter nicht mehr arbeitete. Da hängen Teller mit Goldrand, Teller mit zartem Blumenmuster, mit Landschaften, Burgen oder Hirschköpfen, kleine Teller, große Teller, welche mit Sprüchen à la: »Wo das Herz weit ist, ist das Haus nie zu eng« oder: »Gehst du einst ins Leben hinaus, halt eines hoch, das Elternhaus«, Teller mit durchbrochenem Rand, mit Porzellanfrüchten, Blick aus treuen Hundeaugen... Eigentlich ist es eine Ansammlung von Häßlichkeiten, die jedes Auge beleidigt. Für ihn aber sind diese Wände sein Fotoalbum, sein Leben, seine Erinnerungen. Zu jedem Teller fällt ihm eine Geschichte ein.

Für seine Erinnerungen braucht er lange. Im Winter

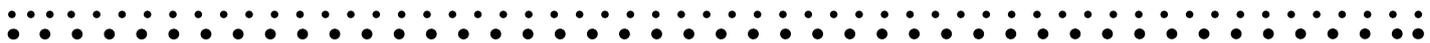
wird es draußen oft schon dunkel, ehe er wieder in die winzige Küche geht, um eine Scheibe Brot zu essen und eine Tasse Apfelschalentee zu trinken. Selbstgemacht! Am dritten Sonntag im Monat setzt sich der alte Mann nach dem Abendbrot wieder an den Küchentisch, zieht die Schublade auf, nimmt einen Bogen Papier heraus, einen Bleistift dazu, den er sorgfältig mit dem Küchenmesser spitzt und schreibt einen Brief an seinen Freund Hans. Das ist seine einzige Verbindung zur Außenwelt, die er noch pflegt. Leider fällt ihm auch das immer schwerer. Seine Hände zittern, für seine Schreibmaschine bekommt er nirgends mehr Farbbänder und gegen Computer hegt er eine natürliche Abneigung, wie gegen alles Moderne.

So geht das Leben des alten Mannes bis zu jenem Freitag, als er auf dem Weg zum Markt die Frau erst hört, dann sieht. Blondiertes Haar, sorgfältig die Frisur, gut gekleidet, mit einer riesigen Plastiktüte in der Hand stößt sie auf hohen Schuhen gleich neben den Straßenbahnschienen. Und sie schreit: »Ihr Weiber ach... ha, ha, ihr blöden Weiber ihr. Ihr denkt, ihr freut euch...« und sie lacht laut, während sie ihre Worte wiederholt, sich umsieht, ein paar Schritte weiter trippelt. Manche Leute lachen, drehen sich um – die meisten ignorieren sie. Der alte Mann bleibt stehen, schaut unverwandt in ihre Richtung, spürt sein Herz klopfen. Diese Frau muß noch viel einsamer sein, als er es ist, geht es ihm durch den Kopf. Eine andere Erklärung für solch merkwürdiges Verhalten gibt es nicht für ihn. Natürlich – diese Frau ruft nach Aufmerksamkeit. Hat er nicht manchmal selbst den Wunsch gehabt zu schreien, zu rufen, die vorüberhastenden Menschen in ihrer Geschäftigkeit zu stören? Der alte Mann fühlt sich angezogen von der wunderlichen Frau, zögernd folgt er ihr ... Doch sie ein-

fach so anzusprechen, das wagt er nicht. Plötzlich hat der alte Mann eine Idee und geht mit für ihn ungewohnt schnellen Schritten zurück in die Richtung, aus der er gekommen ist. Er wird dieser Frau etwas schenken, und er weiß auch schon, was.

Zu Hause keucht er die Treppe hinauf. Über der vorletzten Stufe hängt der Teller, der wichtigste für ihn. Behutsam nimmt er den Teller vom Haken, steigt vorsichtig, aber so schnell er kann, die vierzehn Stufen hinunter. In der Küche packt er den Teller in die Zeitung vom Vortag. Zieht die offen stehende Haustür hinter sich zu. Geht, eilt Richtung Marktstraße. Dort müßte sie jetzt sein. Sein Herz klopft schnell. Fast wäre er gestolpert. Er preßt das Tellerpaket an seine Brust. Schnell. Vorbei an der Baustelle. Obwohl er es eilig hat, schlüpft er durch die Lücke im Bauzaun, wie er es manchmal tut, wenn er froh ist oder einfach nur gut gelaunt. Geht nah am Haus vorbei, so ist der Weg drei Schritte kürzer. Heute gönnt er sich keinen Blick nach oben! In diesem Moment fällt von oben eine der blauen Türen!

Nachtrag: Auf dem Grundstück eines Sanierungsobjektes in der Erfurter Innenstadt wurde die Leiche eines Mannes unter einer dort lagernden alten Tür entdeckt. Das Alter des Toten wird auf ca. 80 Jahre geschätzt. Der Zustand der Leiche läßt darauf schließen, daß sie sich bereits längere Zeit an diesem Ort befindet. Die Aufräumarbeiten rund um das fast fertig gestellte Objekt waren im Dezember vergangenen Jahres aufgrund der anhaltenden, extrem kalten Witterung ausgesetzt und erst in der letzten Woche wieder aufgenommen worden. Bisher liegen der Polizei keine Anhaltspunkte über die Identität des Toten vor.



.....

Das nächste **hEFt** erscheint am 26. September 2008.

- » Offene Redaktion: 6. August 2008
- » hEFt-relieft am 25. September 2008 in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 25. August 2008
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Brötchen und Spiele

.....

hEFt sucht

Im Jahr 2008 kümmert sich das hEFt um unsere existentiellen Grundbedürfnisse. Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Brötchen und Spiele«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

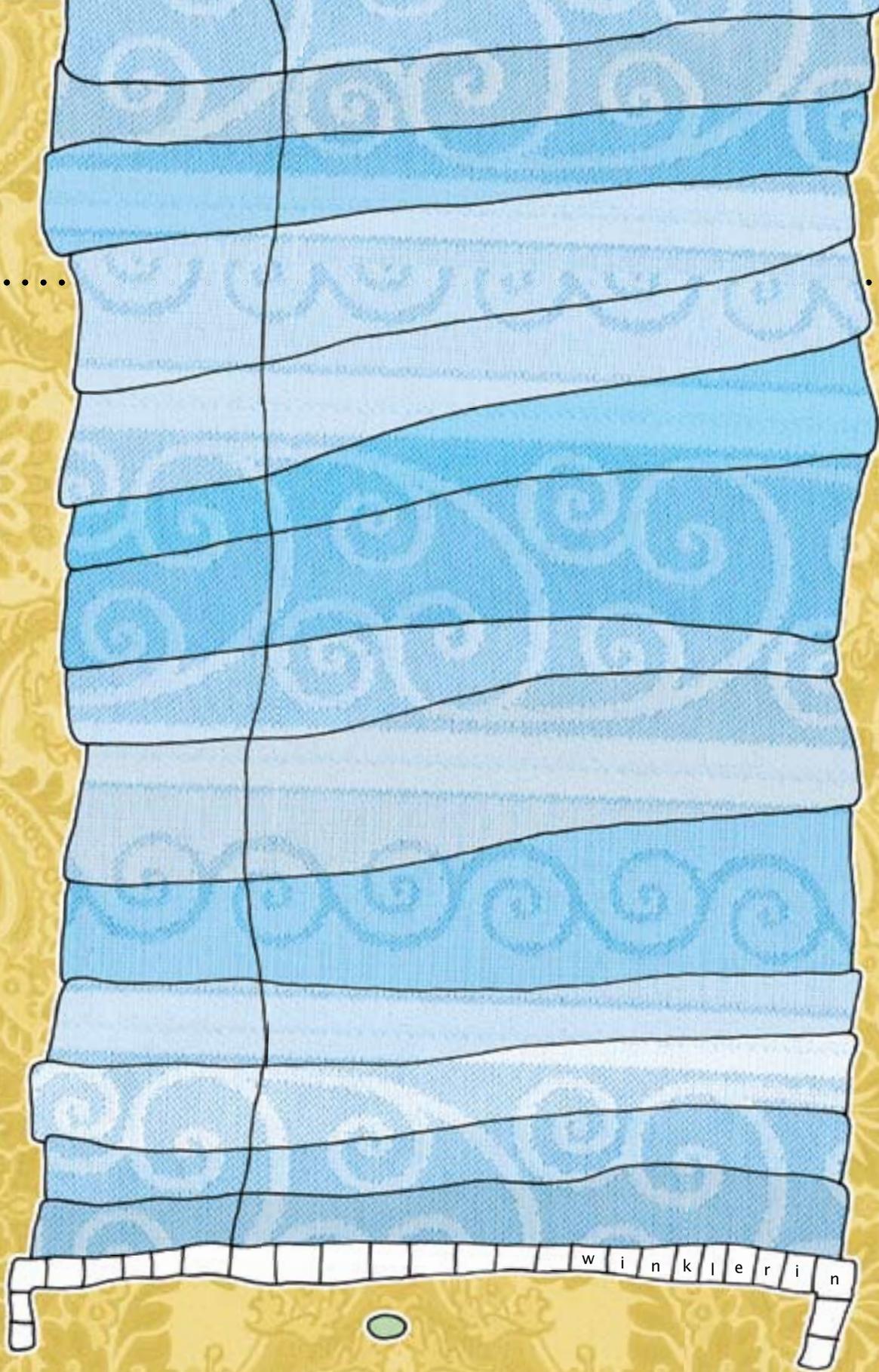
» **Erfurt** Antiquariat am Waidspeicher, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Nerly, Café Tiko, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon »Schongang« » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » TILL BENDER, Autor, Bremen » HELGA BREITENSCHÄDEL, Jg. 1974, Erfurt » JÜRGEN BRUGGER, Jg. 1957, studierter Pädagoge, lebt in Erfurt » LISA BURKHARDT, geb. 1987 in Meißen, studiert Philosophie und Literaturwissenschaft in Erfurt » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » PETER DIETZE, 1987 in Dresden geboren, studiert Literatur und Geschichte in Erfurt » RENÉ FERCHLAND, Jg. 1984, geboren in Magdeburg, Literaturwissenschafts- und Philosophiestudent in Erfurt » ANDREAS GELBHAAR, geboren 1960 in Erfurt, zur Zeit Exil-Erfurter, lebend in Nienburg/Weser » LENA HAMMERSCHMIDT, Jg. 1982, wuchs im Thüringer Wald auf, studierte in Leipzig und Prag und lebt seit 2006 in Berlin » FINN-OLE HEINRICH, Jg. 1982, freier Autor und Filmemacher, z.Zt. Stadtschreiber in Erfurt » ANDREAS KOTTER, fertiger Dipl.SozPäd/SozArb., hat nach drei Sommern auf dem Balkan erst mal genug vom Wegfahren » CHRISTIAN KUJAT, Jg. 1981, Halle/Saale » EVA LENZ, Kunsthistorikerin, Erfurt » MARION MAYER, Jg. 1978, Erfurt » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » SYLKE RUPPRECHT, Jg. 66, seit 30 Jahren lesesüchtig » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.elegoiste.de » THEO SCHLEY, Erfurt » DIRK STEINIG, Jg. 1965, Erfurt, zwei Kinder, Vermesser, mag alte Häuser und fährt gerne Fahrrad » DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt » THOMAS VON ASPIRIN, Jg. 1975, Misanthrop » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, www.winklerin.de » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter



w i n k l e r i n